

Der Zufall - Die instabile Kugel

Gerade balanciert sie noch: Eine Kugel auf einem gleichmäßigen, spitzen Turm. Leichteste Einflüsse schaffen es die Kugel, welche noch in einer kritischen Instabilitätssituation ist, in Bewegung zu setzen. Und schon saust sie den Turm hinunter! Für welche Richtung entscheidet sie sich? Welchen Weg wird sie auf der komplexen Landschaft einschlagen? Den Zufall beeinflussen können beispielsweise kleinste Windstöße, Druckunterschiede, sowie Reibungsunterschiede. Die Kugel sucht sich ihren Weg, bis sie einen Ort, eine Mulde, findet, an dem sie wieder zur Ruhe kommen kann. Erst dann kann sich das System, welches durch einen Zufall durcheinander gebracht wurde neu organisieren und somit anpassen.

Luisa Steininger, PRO SCIENTIA Geförderte, Innsbruck

Impressum

Österreichisches Studienförderungswerk PRO SCIENTIA
MMag. Lisa Simmel BA, Geschäftsführerin
Otto Mauer Zentrum, Währinger Str. 2-4; 1090 Wien, e-mail: office@proscientia.at

Die Verantwortung für den Inhalt der Beiträge liegt bei der Verfasserin/dem Verfasser.

Cover: Luisa Steininger, Innsbruck
Druck: Facultas, Wien

ÖSTERREICHISCHES STUDIENFÖRDERUNGSWERK
PRO SCIENTIA

READER

zur
Sommerakademie 2016

Zufall

Raabs a.d. Thaya

**PRO SCIENTIA dankt
allen Privatspendern und Spenderinnen,
Mitgliedern sowie den
Sponsoren und Förderern,
die unsere laufende Bildungsarbeit und
die Sommerakademie ermöglichen!**

Österreichische
Bischofskonferenz



Dr. Inge Santner-Stipendien



Inhaltsverzeichnis

Thomas Sojer, Innsbruck Über die Ästhetik des Zufalls oder der Blick hinter die Attrappe der Weltlichkeit	Seite 9
Johannes Augustin, Innsbruck Zufall - Alles eine Frage der Perspektive!	Seite 13
Petra Wlasak, Graz Schicksal Flucht? Plädoyer für eine kritische Perspektive auf Narrative im Kontext Flüchtlingsregime	Seite 17
Christoph Mayerhofer, Innsbruck Ein geglücktes Leben – Zufall oder Selbstbestimmung?	Seite 25
Katharina Posch, Wien Die systematische Zufälligkeit des Bildungserfolgs	Seite 29
Philip Unterreiner, Wien Zufall in der Neuen Musik	Seite 37
Miriam Strieder, Innsbruck Qué sera, sera: Der Zufall in mittelalterlichen fiktionalen Texten	Seite 43
Marion Dotter, Wien Zufall oder bewusstes Stilmittel? Nestroys Zauberposse „Der böse Geist Lumpazivagabundus“ zwischen historischer Realität und literarischer Scheinwelt	Seite 53

Thomas Sojer, Innsbruck

Über die Ästhetik des Zufalls oder der Blick hinter die Attrappe der Weltlichkeit

1. Warum Gott nicht ist, die Welt aber schon

Wer sich im philosophischen Kontext dem Begriff „Zufall“ annähert, gerät unmittelbar in Konflikt mit der Alltagssprache. Das Wort ist mannigfaltig in Gebrauch: als Kontingenz, Koinzidenz, Regellosigkeit, Wahrscheinlichkeitsmodus, Glücksfall oder Schicksalsschlag. (ERBRICH 1988: 11) Wenn Simone Weil (1909-1943) den Begriff Zufall (orig. franz. *hasard*) verwendet, beschreibt sie keine konkreten Fallbeispiele, sondern bezeichnet damit eine ontologische Grundvoraussetzung der menschlichen Existenz. (WEIL 1981: 148) Zufall ist für sie das Werk Gottes, der sich vollkommen entäußert hat und ganz hinter dem zurückgetreten ist, das wir Welt nennen. Die Ereignisse der Welt werden in der Folge allein durch Naturgesetze und die menschliche Freiheit gelenkt:

„Gott erhält dieses Universum im Dasein, indem er einwilligt, es nicht, obwohl dies in seiner Macht stünde, durch seine Befehle zu lenken, sondern an seiner Stelle die Herrschaft einerseits der mit der Materie, auch der physischen Materie der Seele verbundenen mechanischen Notwendigkeit zu überlassen, und andererseits der den denkenden Personen wesentlichen Autonomie.“ (Weil 1961: 161)¹ Naturgesetze und die Freiheit des Menschen bilden einen erkenntnistheoretischen Rahmen, in dem alle Ereignisse auf eine kausale Erklärung zurückgeführt werden können. Einzig der Zufall, dessen Ursprung und Wesen sich als undurchdringbares Mysterium offenbaren, bleibt eine störende Aporie.

Ohne fassbaren ontologischen Status enthält der Begriff Zufall ein unerschöpfliches Bündel innerweltlicher Ereignisse von einer „unhintergehbaren Ursprünglichkeit der Realität“, die nicht mehr in Gegebenheiten allgemeiner Gesetzmäßigkeiten an bestimmten Anfangsbedingungen anknüpfend aufgelöst werden können. (UHL 2005: 10) Um den Zufallsbegriff innerhalb der vielfältigen Gedankenwelt Simone Weils verorten zu können, ist es von Nöten, die metaphysischen Voraussetzungen für den Zufall zu klären, die sich aus ihrer Religionsphilosophie speisen:

Weil denkt den Dualismus „Gott-Welt“ in seinen äußersten Extremen: Gott und Welt sind derartig gegensätzlich, dass sich eine Koexistenz ontologisch ausschließt. Kritiker attestieren der jüdisch-stämmigen Denkerin, sie radikalisiere den Gottesbegriff im Rahmen des semitischen Monotheismus-Anspruchs² zum ontologischen Absolutismus, der in Anbetracht unserer Existenz eine atheistische Weltdeutung fordert. Sie rezipieren Weils Metaphysik als religionsphilosophische Variation Freges *principium exclusi tertii*³, blenden aber die Funktion des „Gott-Welt“ Dualismus als Voraussetzung für den Zufallsbegriff gänzlich aus. Das zentrale Prinzip des Seins besteht für Weil wider Erwarten nicht in der Frage nach Existenz, sondern im Verzicht auf ebendiese. Der Weilsche *Deus semper maior*, den die Kategorie Existenz ohnehin nur analog erfassen könnte,

ermöglicht erst durch den ununterbrochenen Akt des Verzichts die Möglichkeit der Existenz: Existenzverzicht bildet die ontologische Voraussetzung für Existenz. Gott, der per definitionem alles in allem ist (=es gibt nichts, das nicht Gott ist), muss nichts werden, damit das, was nichts ist (=alles, was per definitionem nicht Gott ist und konsequenter Weise gar nicht ist), „etwas“ werden kann (= *creatio ex nihilo*), und schließlich als alles erscheint (=weil Gott folglich nichts ist). (WEIL 1981: 50) Weil betitelt diese paradoxe *conditio sine qua non* der Weltexistenz *décréation*, Ent-schaffung. Die Dialektik der Existenz, bzw. das „In-der-Welt-sein“ ereignet sich allein durch den andauernden Existenzverzicht des ganz anderen (IZZY 2008: 203): Im kosmologischen Sinne ist es der rückhaltlose Verzicht Gottes darauf, Gott zu sein, damit die Welt existieren kann, im sozialen Sinne ist es der Verzicht darauf, den eigenen Vorteil zu suchen, „immer alles haben zu müssen“, damit das Gemeinwohl gedeihen kann, im spirituellen Sinne ist es der Verzicht auf den eigenen Willen, damit die Gegebenheiten des Lebens die Blindheit der eigenen Willkür beenden. Weils politische Philosophie entfaltet diese Logik innerhalb des Sozialsystems mit auffällender Ähnlichkeit zu Émile Borels Spieltheorie. (WEIL 2011: 277)

Entgegen dem Atheismusvorwurf offenbart sich das vermeintliche *principium exclusi tertii* als verkappte *coincidentia oppositorum*.⁴ (GROTZ 2009: 128) In den Fußspuren der pythagoreischen Musiktheorie findet Simone Weil ihre Religionsphilosophie im gregorianischen Choral der Mönche von Solesme ausgedrückt: Das Ineinsfallen von Gegensatzpaaren, von Klang und Stille als Harmonie, spiegelt für sie erfahrbar die Wirklichkeit der dialektischen Existenz von Gott und Welt wider. (WEIL 1961: 49) Der zentrale Denkansatz der Weilschen Existenzdialektik entspricht in auffälliger Präzision dem des Idealisten Karl Wilhelm Ferdinand Solger (1780-1819). Dieser ist Vertreter einer Dualismus-Ästhetik, zu deren Anhängern auch Schiller, Schelling, Hegel, Schopenhauer und teilweise Goethe zählen. Solger expliziert in seinen *Vorlesungen zur Ästhetik*, was Simone Weil hundert Jahre später nur implizit und fragmentarisch vermerkt: Gegensatzpaare dürfen nicht als statische Prinzipien sondern dynamische Spannungsfelder verstanden werden. Erst die Spannung zwischen den Gegensätzen ermöglicht das Lebendige, die erfahrbare Existenz – ein Gedanke, der auch Søren Kierkegaard beeinflussen wird: Vollendung, ewiges, uneingeschränktes Leben, findet dieses Spannungsverhältnis allein im Göttlichen, das ein Ineinsfallen von Gut und Böse, Plus und Minus darstellt. (LATZEL 1973: 387)

Das erste Textzeugnis, das den Gedanken einer göttlichen *coincidentia oppositorum* ansatzweise aufgreift, ist Hippolytos Fragment Nr. 67, in dem Heraklits Philosophie paraphrasiert wird: „Der Gott ist Tag-Nacht, Winter-Sommer, Krieg-Frieden, Sättigung-Hunger. Alle Gegensätze, das ist die Bedeutung. Er

wandelt sich gerade so, wie Feuer, wenn man es mit Räucherwerk vermischt, nach dem Wohlgeruch jedes einzelnen Duftstoffs benannt wird (sic!)“ (KIRK et. al. 2001: 208)

Heraklits pragmatisch-phänomenologischer Zugang erhält in Platon und Plotin eine ontologische Ausdeutung:

„Das Eine selbst ist das absolute Maß für das Einssein und damit sowohl für Sein und Nichtsein als auch für die Vollkommenheit aller Seienden hinsichtlich ihrer ἀρετή wie hinsichtlich ihres Ranges im Seinsganzen. Als Maßstab für Sein und Nichtsein ist das Eine selbst notwendig jenseits der Alternative von Sein und Nichtsein. Es steht über den Gegensätzen, die es selbst erst begründet, und muss darum jenseits aller inhaltlichen Bestimmungen sein, als Maß der Vollkommenheit oder vielmehr das Übervollkommene: das Eine ist darum *das Gute selbst*.“ (HALFWASSEN 2006: 236)

Weil verortet ihr Denken im peripatetischen Rahmen und entfaltet eine an Meister Eckard und Johannes von Gott anlehrende Mystik, die Gott gleichzeitig als den total Dekreierten negiert - der sich absolut, bis hin zum Nichtsein, entäußert - und als *das Gute selbst* postuliert - das jenseits von Sein und Nichtsein Maßstab von allem ist. Sie betet zu Gott, der nicht ist, und lehnt religiöse Vorstellungen eines „allmächtigen“ Herrschergottes entschieden ab: „Gott nur als Macht und nicht als DAS Gute zu kennen ist Götzendienst, unbeachtet davon ob es sich um einen Monotheismus oder einen Polytheismus handelt.“ (WEIL 1961: 113)

Die Welt, die das Resultat der Negation Gottes ist, aber ebendiesem benötigt um nicht, in Solgers Worten, der Spannung des Lebens verlustig zu gehen, wähnt sich in ihrer Blindheit alles zu sein. Dieser ontologische Trugschluss wird jedoch fortlaufend durch die Ereignisse des Zufalls gestört. Der Zufall wird zum Instrument, das der Wahrheit des abwesenden Gottes zum Durchbruch verhilft: Für Weil gibt es zwei elementare Kräfte, die das Gute wie himmlische Spuren im innerweltlichen Sand andeuten: das Unglück und das Schöne, beide Ausdrucksformen des Zufalls.

2. Das Wahre, Schöne und Gute ... und der Zufall

Das Zusammenspiel der beiden innerweltlichen Wirkmächte, der mechanischen Notwendigkeit der determinierten Naturgesetze (*nécessité*) und der essentiellen Autonomie des Menschen (*autonomie essentielle*), schafft eine immer neue, verborgene Realität, die sich ihrer beiden Urheber vollkommen entledigt: den Zufall. *Hasard* ist für Simone Weil das ausschlaggebende Indiz, dass die Welt im Letzten nur Attrappe ist, der letzte Garant für die Existenz des platonischen Übervollkommenen, jenseits von allen Kategorien, Gottes Fußspuren in der Welt.

Die Boten des Guten, *malheur* und *beauté*, sind Resonanzen des Zufalls im Spiel von Notwendigkeit und Autonomie. Aus dem gleichen Ursprung hervorgegangen entsprechen sich Unglück und Schönheit und bilden die Pendants, zwischen denen sich menschliche Existenz vollzieht. Beiden liegt etwas Unverfügbares zu Grunde, ein Geheimnis, das wir nicht auf innerweltliche Kausalketten zurückführen können.

Trotz seines desaströsen Charakters empfindet Weil Unglück als Geschenk. Die *privatio boni*, die Abwesenheit des Guten im

Unglück zeigt sich als paradoxe Präsenz des Guten. Entsteht aus dem Zufall Leiden, so Weil, verliert der Mensch sein Selbstverständnis als Person und erkennt das Nichts der eigenen Existenz, die alles Weltliche ohne das Übervollkommene besitzt.

„Das Unglück ist vor allem anonym, es beraubt den, welchen es ergreift, seiner Persönlichkeit und macht ihn zu einer Sache. Es ist gleichgültig und die Kälte dieser Gleichgültigkeit, eine metallische Kälte, lässt die Seele derer, die sie berührt, bis auf den innersten Grund hinab erstarren. Sie werden niemals wieder erwärmen. Sie werden niemals wieder glauben, dass sie Jemand sind. Ohne den Teil Zufall, den es enthält, hätte das Unglück nicht diese Wirkung.“ (Weil 1961: 120)⁵

Weils Wahrnehmung einer aporetischen Weltdeutung besitzt den Ruch der Weltverdrossenheit und der Verabsolutierung der Transzendenz. Wirft man einen Blick in die Lebensgeschichte der wohlhabenden Pariser Arzttochter, die als Kind ihrer Zeit in der schillernden Seine-Metropole aufwuchs, erhalten ihre düsteren Gedanken einen tiefgründigen Charakter, der im Grunde eine Weltverliebtheit beinhaltet.

Simone de Beauvoir findet Weils ambivalente Liebe zur Welt in ihrer Empathie für die Leidenden aufgeschlüsselt: „Eine große Hungersnot hatte China heimgesucht, und man hatte mir erzählt, dass sie (Simone Weil) bei Bekanntgabe dieser Nachricht in Schluchzen ausgebrochen sei: Diese Tränen zwangen mir noch mehr Achtung für sie ab als ihre Begabung für Philosophie. Ich beneidete sie um ein Herz, das imstande war, für den ganzen Erdkreis zu schlagen.“ (Pétrément 2007: 82)

Weils Engagement für die Gesellschaft war von außerordentlicher Solidarität zu den Randgruppen geprägt. Als Sozialrevolutionärin, Freiheitskämpferin, Journalistin, Fabrikarbeiterin, Grundschullehrerin in der äußersten Provinz stellte sie sich auf die Seite der Ausgeschlossenen und Geächteten. Ihren Tod provozierte sie durch bewusste Nahrungsreduktion auf die Ration eines KZ-Häftlings und den unermüdlichen Einsatz für *France libre*.

Der Weilsche Begriff des *malheur* unterscheidet sich von der gebräuchlichen Verwendung als Verminderung der Lebensqualität und gleicht in vielen Zügen Jean Pauls Begriff des Weltschmerzes: Leiden gehört niemals dem Privaten an – leidet auch nur ein kleiner Teil der Welt, so leidet die ganze Welt. Weil speist ihre Liebe zur Welt aus dem Zufall, der die Ohnmacht des Weltschmerzes austariert: Zufall lässt keine Schuldfrage zu. Er dekonstruiert alle vermeintlichen innerweltlichen Sündenböcke. Wer dem Zufall „zustimmt“, akzeptiert das *malheur* als notwendige Folge unserer Existenz durch die Negation Gottes.

Zufall bekommt in Weils Philosophie einen erkenntnistheoretischen Gehalt: Die anhaltende Erfahrung des Andersseins der erlebten Wirklichkeit wider Erwartung, Berechnung und Detailanalysen, oft in Schmerz und Elend gekleidet, verweist auf die eigentliche Fremdheit der eigenen Existenz. Für Weil scheint die Wahrheit im Leiden klarer und reiner als in jeder anderen Form der menschlichen Erkenntnis: „Sich seiner falschen Göttlichkeit entleeren, sich selbst verneinen, darauf Verzicht tun, sich in seiner Einbildung für den Mittelpunkt der Welt zu halten, alle Punkte der Welt als ebenso viele gleichberechtigte Mittelpunkte und den wahren Mittelpunkt als außerhalb der Welt gelegen erkennen, das heißt, im Bereich des Stoffes der Herrschaft der mechanischen Notwendigkeit und im Mittelpunkt jeder Seele der Freiheit der Entscheidung zustimmen.

(WEIL 1961: 163) Gleichzeitig entzieht Weil jeder Form von bewusster Leidzufügung, und Gewalt epistemische Qualität, da hier das Prinzip Zufall gänzlich fehlt und die Fakultät der menschlichen Autonomie missbraucht wird.

Weils Theodizee mündet unerwartet in eine Weltbejahung. Durch die Aufgabe der imaginären Stellung der Welt im Unglück, erhält der Mensch die Unterscheidungsgabe zwischen dem trügerischen Guten, das die Welt zu sein vorgibt, und dem eigentlichen Guten, zu dem hin sich die Welt gemäß Solgers Spannung der Lebendigkeit mit aller Kraft ausrichtet. Die Welt, obwohl selbst nicht das Gute, stellt Raum und Zeit bereit, die Spuren des Guten zu lesen. Diese Blitzlichter des wahren Guten innerhalb der innerweltlichen Raumzeit fasst Simone Weil unter dem Begriff Schönheit:

„Alle sekundären (innerweltlichen) Schönheiten sind von unendlichem Wert, insofern sie auf die allgemeine Schönheit hinführen ... die Schönheit ist die einzige irdische Zweckhaftigkeit. Dies ist, wie Kant bemerkt, eine Zweckhaftigkeit, die keinen Zweck in sich einschließt. Etwas Schönes enthält kein anderes Gut außer sich selbst, in seiner Gesamtheit, so wie es uns erscheint. Wir streben ihm zu, ohne zu wissen, was wir von ihm fordern sollen. Es bietet uns sein eigenes Dasein dar. Wir begehren nichts anderes, dieses besitzen wir, und dennoch begehren wir etwas drüber hinaus. Was, ist uns gänzlich unbekannt. Wir möchten hinter die Schönheit gelangen, aber sie ist nur Oberfläche. Sie ist gleich einem Spiegel, der uns unser eigenes Verlangen nach dem Guten zurückwirft.“ (WEIL 1961: 170)

Malheur und *beauté* sind tief miteinander verwoben. Sowohl die Abwesenheit des Guten im Unglück, als auch die Ausrichtung der Welt hin zum Guten in der Schönheit, sind Ausdrucksformen der ontologischen Spannung zwischen dem Nichtsein-sein Gottes und dem Sein der Welt, die im Prinzip des Zufalls sichtbar werden:

Schon Baudelaire greift diesen Gedanken in der *Hymne à la beauté* aus dem Band *Les fleurs du mal* (Die Blumen des Bösen) von 1857 auf:

„Der bezauberte Geist folgt ergeben der Spur deines Lichts! Du schüttetest dem Zufall gemäß Glück oder Unglück aus, Beherrscht uns alle und verantwortest nichts!“⁶

Im Denken Simone Weils existiert Schönheit ausschließlich als Produkt des Zufalls, jener Kraft, die sich den Naturgesetzen und der menschlichen Willkür radikal entzieht.

„Die Schönheit ist die Harmonie von Zufall und dem Guten ... je stärker der Gegensatz zwischen dem Zufall und dem Guten spürbar ist, um so tiefer sind die Schönheit und die Freude.“ (WEIL 1993: 192).⁷

Der Zufall, in seiner Kälte und Anonymität, kann den Menschen seiner Selbstwahrnehmung als Person gänzlich berauben und gleichzeitig das in ihm verborgene Gottesbild der *décréation* hervorbringen:

„Im Menschen ist das Gottesbild selber etwas, das uns mit unserem Personsein verknüpft, aber nicht dieses Personsein selber ist. Es ist das Vermögen, auf die Person zu verzichten ... durch Teilhabe göttliches Wesen zu werden, sodann tritt etwas Unpersönliches, Anonymes an ihm hervor. Seine Stimme hüllt sich in Schweigen. Das offenbart sich in allen großen Werken der Kunst und des Denkens... selbst die erhabensten Leistungen des Schönheitsstrebens, zum Beispiel in der Kunst oder in der

Wissenschaft, sind nicht wirklich schön. Die einzige wirkliche Schönheit, die wirkliche Gegenwart Gottes ist, ist die Schönheit des Universums. Nichts, was kleiner ist als das Universum, ist schön.“ (WEIL 1961: 187-188)

Diese Verwobenheit von Unglück und Schönheit lässt uns daher von einer Weilschen Ästhetik des Zufalls sprechen: Der Zufall wird zur Theodizee und beweist, dass Schönheit nicht „machbar“ ist. In seiner unfassbaren Eigenart durchbricht er alle Prinzipien der Weltlichkeit. Im Zufall lesen wir die Schönheit der Existenz selbst heraus: Obwohl wir nicht sein dürften, sind wir, und das Unglück, das uns all jene Masken entreißt, die zu sein wir glauben, führt uns in seiner Kehrseite als Schönheit zur Teilhabe am Göttlichen. Zwar mag argumentiert werden, dass Simone Weils Auslieferungsaufforderung an den Zufall nicht weniger total und unausweichlich ist als die Absage der menschlichen Freiheit innerhalb einer mechanisch-deterministischen Weltdeutung, dennoch kommt dem Zufall zu Gute, dass er keinen Eigenanspruch besitzt und sich – personifiziert gesprochen – im Letzten selbst jedes Mal „überrascht“.

THOMAS SOJER

GEBOREN 1988, STUDIUM DER THEOLOGIE, PHILOSOPHIE UND KLASSISCHEN PHILOLOGIE IN INNSBRUCK, LONDON UND LUZERN. FÜNF JAHRE MITGLIED EINER MONASTISCHEN GEMEINSCHAFT. DISSERTATIONSPROJEKT:

ÄSTHETIK ALS DIALEKTIK DES SÄKULAREN UND SAKRALEN BEI SIMONE WEIL. BEI PRO SCIENTIA SEIT SS 2016. FORSCHUNGSSCHWERPUNKTE: MYSTISCHE TRADITIONEN, PHILOSOPHISCHE GRUNDLAGEN DER BILDUNGSWISSENSCHAFTEN, LITERATURWISSENSCHAFT UND PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFTSTHEORIE.“ PRO SCIENTIA GEFÖRDERTER SEIT 2016.

¹ «Dieu fait exister cet univers en consentant à ne pas y commander, bien qu'il en ait le pouvoir, mais à laisser régner à sa place, d'une part la nécessité mécanique attachée à la matière, y compris la matière psychique de l'âme, d'autre part l'autonomie essentielle aux personnes pensantes.» (WEIL 1966 : 107)

² Deuteronomium 6,4: שְׁמַע יִשְׂרָאֵל יְהוָה אֱלֹהֵינוּ יְהוָה אֶחָד - Höre Israel! Adonai ist unser Gott; Adonai ist einzig)

³ Dieses Prinzip der Logik besagt, dass nur zwei Alternativen existieren, die sich gegenseitig ausschließen: $A \vee \neg A$

⁴ Ineinsfall der Gegensätze

⁵ «Le malheur est avant tout anonyme, il prive ceux qu'il prend de leur personnalité et en fait des choses. Il est indifférent, et c'est le froid de cette indifférence, un froid métallique, qui glace jusqu'au fond même de l'âme tous ceux qu'il touche. Ils ne retrouveront jamais plus la chaleur. Ils ne croiront jamais plus qu'ils sont quelqu'un. Le malheur n'aurait pas cette vertu sans la part de hasard qu'il enferme.» (WEIL 1966 : 82)

⁶ «Le destin charmé suit tes jupons comme un chien. Tu sèmes au hasard la joie et les désastres, et tu gouvernes tout et ne réponds de rien.»

⁷ «La beauté, c'est l'harmonie du hasard et du bien... plus l'opposition du hasard et du bien sont sensibles, plus la beauté et la joie sont profondes.» (Weil 1953: 192)

Literatur

- Cabaud Meaney, Marie: Simone Weil's Apologetic Use of Literature. Her Christological Interpretation of Ancient Greek Texts. Oxford, 2007.
- Curd, Patricia, et al.: The Oxford Handbook of Presocratic Philosophy. Oxford 2008.
- Doering, Jane, et al.: The Christian Platonism of Simone Weil. Notre Dame 2004.
- Duncan, Stewart, et al.: Debates in Modern Philosophy. New York 2013.
- Erbrich, Paul: Zufall. Eine naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchung. Stuttgart 1988.
- Ficken, Friedo, et al.: Philosophie des 20. Jahrhunderts. Stuttgart 2010.
- Flasch, Kurt: Das philosophische Denken im Mittelalter. Von Augustin zu Machiavelli. Stuttgart 2013.
- Foucault, Michel: Ästhetik der Existenz. Frankfurt 2007.
- Grotz, Stephan: Negationen des Absoluten. Meister Eckhart. Cusanus. Hegel. Hamburg 2009.
- Halfwassen, Jens: Der Aufstieg zum Einen: Untersuchungen zu Platon und Plotin. München 2006.
- Heidemann, Ingeborg: Der Begriff des Spieles. Berlin 1986.
- Izzy, John: Proximity in Distance. In: Schroeder, Brian, et al.: Levinas and the Ancients. Bloomington 2008, 196-209.
- Kirk, Geoffrey, et al.: Die Vorsokratischen Philosophen. Einführung, Texte und Kommentare. Stuttgart 2001.
- Latzel, Sigbert: K.W.F. Solgers Vorlesungen über Ästhetik. In: Kunisch, Hermann: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch (Görres-Gesellschaft), Bd. 12. Berlin, 1973, 385-389.
- McCullough, Lissa: The Religious Philosophy of Simone Weil. London, 2014.
- Owens, David: Causes and Coincidences. Cambridge 1992.
- Pétrément, Simone: Simone Weil. Ein Leben. Leipzig 2007.
- Pflaumbaum, Christoph, et al.: Ästhetik des Zufalls. Ordnungen des Unvorhersehbaren in Literatur und Theorie. Heidelberg 2015.
- Schmitt, Arbogast: Die Moderne und Platon. Stuttgart 2003.
- Schülert, Marie: Die Neue Aufmerksamkeit Simone Weils: Religiös-ästhetische Dimensionen auf dem Weg zur Transzendenz. Die Frage nach dem Sein. Berlin, 2012.
- Scruton, Roger: A Short History of Modern Philosophy. New York 2002.
- Utz, Konrad: Philosophie des Zufalls: ein Entwurf. Paderborn 2005.
- Weil, Simone: Attente de Dieu. Paris, 1950.
- Weil, Simone: Cahiers II. Paris, 1953.
- Weil, Simone: Cahiers. Aufzeichnungen 2. München, 1993.
- Weil, Simone: Die Verwurzelung. Vorspiel zu einer Erklärung der Pflichten dem Menschen gegenüber. Zürich 2011.
- Weil, Simone: Krieg und Gewalt. Essays und Aufzeichnungen. Zürich 2011.
- Weil, Simone: Lectures on Philosophy. Cambridge, 1978.
- Weil, Simone: Schwerkraft und Gnade. München 1981.
- Weil, Simone: Unglück und Gottesliebe. München 1963.
- Winch, Peter: Simone Weil : "the just balance". Cambridge, 1989.

Johannes Augustin, Innsbruck

Zufall - Alles eine Frage der Perspektive!

Zufall - Alles eine Frage der Perspektive!

Der vorliegende Aufsatz betrachtet den Begriff des Zufalls aus der Perspektive dreier wissenschaftlicher Disziplinen: der Theologie, der Volkswirtschaftslehre sowie dem Recht. Dabei wird nicht bloß dem Begriff des Zufalls auf den Grund gegangen, sondern auch damit verbundene Probleme thematisiert. Den Anfang macht dabei freilich die „*prima philosophia*“¹ - die Theologie.

1. Der Zufall und der liebe Gott

Die Theologie beschäftigt sich bekanntlich mit Gott als dem einen und absoluten Grund aller Wirklichkeiten,² dem seit Auftreten des Monotheismus Attribute wie allmächtig und allwissend zugeschrieben werden.³ Als zufällig hingegen würden wir unserer Alltagssprache nach ein Ereignis bezeichnen, welches („für uns“) unvorhergesehen eingetreten ist bzw. gänzlich („an sich“) unvorhersehbar war.⁴ Gott und Zufall, das scheint also genauso inkommensurabel zu sein wie Erfolg bei Europameisterschaften und Österreichs Fußballer. Wenn Gott schon allmächtig ist, dann kann es also nichts „Zufälliges“ für ihn geben. Das Problem des Zusammengehens von Gott und dem Zufall ist dabei keineswegs so banal wie man meinen möchte, sondern liegt einer der wahrscheinlich prominentesten wissenschaftlichen Diskussionen zugrunde, die in den vergangenen zwei Jahrhunderten geführt wurden: der Vereinbarkeit von Glauben (an einen Schöpfergott) und einer naturwissenschaftlich-evolutionären Weltansicht.⁵

Zu eben dieser Diskussion steuerte der Wiener Kardinal Christoph Schönborn am 7. Juli 2005 einen in der New York Times veröffentlichten Beitrag bei,⁶ der die Debatte - bespickt mit einem neuen Schlagwort („*Intelligent Design*“) - erneut entfachte. Der Artikel ist von der Absicht des Kardinals geprägt, eine Auffassung von Evolution zurückzuweisen, die diese als einen „*unguided, unplanned process of random variation and natural selection*“⁷ begreift. Im Anschluss an Papst Johannes Paul II. hält er dieser Position entgegen, dass der Zufall nicht in der Lage sei, die komplexe Organisation des Universums zu erklären und spricht davon, dass in den Dingen eine „interne Finalität“ begründet liege. Berechtigterweise wurde dieser Beitrag von Naturwissenschaftlern heftig - wenngleich zum Teil überzogen - kritisiert.⁷

Große Missverständnisse gibt es dabei - und zwar auf beiden Seiten - im Hinblick auf die Tatsache, dass ein Ereignis unter einem Blickwinkel „zufällig“ erscheinen kann, während es unter einer anderen Rücksicht alles andere als „Zufall“ ist. Denn „zufällig“ ist ein Ereignis „nur relativ zu einem bestimmten möglichen Set von Ursachen, also entweder, weil bestimmte Ursachen nicht mitbedacht werden oder weil sie wegen zu

großer Komplexität nicht mitbedacht werden können“.⁸ Christoph Schönborn hingegen wendet sich gegen eine Auffassung von „Zufall“, die diesen als „ursachenlos“ begreift. Auf weltanschaulicher - „philosophischer“ - Ebene ist dieser Einwand selbstverständlich korrekt. Er schießt jedoch dort über das Ziel hinaus, wo er der Evolutionstheorie das Recht abstreitet, den Zufall „Biologie-immanent“ als Grund für bestimmte Entwicklungen heranzuziehen. Somit bleibt festzuhalten, dass etwas „innerweltlich“, d.h. relativ im Bereich einer bestimmten Wissenschaft methodisch zu berücksichtigenden Ursachen, durchaus als zufällig gelten, daraus jedoch keinesfalls eine „absolute Ursachenlosigkeit“ abgeleitet werden kann.⁹

Dies führt uns zurück zu unserer eingangs erwähnten Diskussion, der Vereinbarkeit von Evolutionslehre und christlichem Weltbild. Anders formuliert: Lässt sich eine kontinuierliche Entwicklung des Kosmos von seinen einfachsten Bestandteilen aus bis in die gegenwärtige Komplexität mit dem christlichen Glauben derart vereinbaren, dass der christliche Theologe „diese Gesamtevolution [...] der Naturwissenschaft allein überlassen kann und diese Evolution dann höchsten hintendrin in ein christlichen Weltbild einbauen kann?“¹⁰ Mit Karl Rahner lässt sich darauf antworten: Yes, *they can*.¹¹

Selbstverständlich wird ein christlicher Theologe immer darauf beharren, dass Gott der Schöpfer, also Ursprung aller Dinge, sowohl der geistigen als auch der körperlichen, ist.¹² Hierbei bestehen allerdings keine allzu großen Schwierigkeiten, denn auch die moderne Kosmologie geht ja bekanntlich von der gemeinsamen Entstehung von Raum, Materie und Zeit aus einer ursprünglichen Singulalität aus („Urknall“). Das eigentliche Problem ergibt sich vielmehr bei der Frage, ob ein Christ auch der Ansicht zustimmen kann, dass in der Entwicklung - salopp formuliert - „aus weniger mehr wird“. Auch hier lautet die Antwort ja. Er wird jedoch darauf hinweisen, dass die göttliche Kausalität dem endlichen Kosmos gegenüber Gegenstand einer Erkenntnis ist, die der Anwendung des allgemeinen Kausalitätsprinzips vorausliegt und damit ein „*apriori*“ für naturwissenschaftliche Erklärungen darstellt,¹³ die ja bekanntlich nach Gründen suchen, „die hinreichen, Aussagen über das Beobachtete abzuleiten“,¹⁴ also *a posteriori* vorgehen. Und er wird beteuern, dass das Verhältnis zwischen Gott und dem endlichen Werdeseienden - an dessen Spitze der Mensch steht - von Gott selbst her eine Bestimmung zur Selbsttranszendenz als dem Vermögen des „Mehrwerdenkönnen“ in der Überschreitung auf das Göttliche hin mitgegeben ist.¹⁵

An diesem Punkt werden der Theologe und der Biologe erkennen, dass die dem Menschen aposteriorisch zugängliche Erkenntnis, dass das Stück Kosmos, welches sich dem Menschen darbietet, sich offensichtlich dauernd von einfacheren zu komplexeren Organismen entwickelt, mit der Glaubensaussage, dass dieser werdende Kosmos Gott und dessen Verhältnis zur

Welt voraussetzt, keinesfalls widersprechen.¹⁶ Am Ende könnten beide Seiten profitieren: Der Theologe wird sich vielleicht an althergebrachte Elemente der christlichen Schöpfungslehre wie der Unabgeschlossenheit der Schöpfung (*creatio continua*) und der Mitwirkung Gottes in der Welt (*cooperatio Dei*) erinnern und dadurch nicht in die Falle der Intelligent-Design-These tappen,¹⁷ während sich der Naturwissenschaftler - anstelle sich in prinzipielle Opposition zur Religion zu stellen - wie der Innsbrucker Mediziner Georg Wick zur Aussage durchringen könnte, „auch im Wirken des Zufalls in der Evolution ein höheres Prinzip zu sehen“.¹⁸

Die Moral von der (Schönborn-)Geschicht? Wissenschaftler sollten sich immer wieder die methodischen Einschränkungen ihres Faches vor Augen führen. Nur allzu leicht passiert es, dass weltanschauliche Aussagen unter einem scheinbar wissenschaftlichen Deckmantel hervorgebracht werden,¹⁹ was - wie uns die Geschichte lehrt - verheerende Folgen haben kann.

2. Zufall in der Volkswirtschaft oder: Gibt es in der Statistik Zufälle?

Ein Wissenschaftler, in dessen Werken die Grenzen zwischen weltanschaulichen und wissenschaftlichen Aussagen schwimmend verliefen, war der britische Universalgelehrte Francis Galton (1822-1911). Nachdem Galton in seinen ersten Jahren als Wissenschaftler vornehmlich als Geograph und Meteorologe tätig war, begann er sich nach der Veröffentlichung von „*Origin of Species*“ seines Cousins Charles Darwin verstärkt mit Vererbungslehre und Statistik zu beschäftigen. Ihn besorgte wie vieler seiner damaligen Zeitgenossen, dass dem Empire durch die Verbreitung von negativ erachtetem Erbgut gegenüber anderen Staaten Nachteile erwachsen könnten, weshalb er in seinem Hauptwerk „*Hereditary Genius*“ aus dem Jahr 1869 Möglichkeiten erörterte, wie die eigene Rasse „verbessert“ werden könnte.²⁰ An anderer Stelle erklärte er, dass „es eine größtenteils völlig unvernünftige Sentimentalität gegenüber der schrittweisen Auslöschung einer niederen Rasse gibt“.²¹

Die britischen Eliten in Angst und Schrecken versetzte Galton, als er vor dem Hintergrund des Zweiten Burenkrieges (1899-1902) den Zusammenhang zwischen der Körpergröße von Vätern und Söhnen untersuchte und zum Ergebnis kam, dass die durchschnittliche Abweichung der Nachkommen vom Mittelwert geringer ist als die durchschnittliche Abweichung der Eltern vom Mittelwert. Selbstverständlich war die Sorge, dass es aufgrund dieser „*regression towards the mean*“ zu einer Degeneration und einem Niedergang der imperialen Größe kommt, unbegründet.²² Galton übersah nämlich, dass es beim sogenannten Regressionseffekt einerseits eine Gegenbewegung im Regressionskoeffizienten gibt (Eltern mit mittlerer Größe haben tendenziell Kinder mit einer größeren Abweichung vom Mittelwert) und es sich dabei andererseits um keinen „gerichteten Effekt“ handelt, weshalb die Mütter großer Töchter in aller Regel weniger groß sind.²³

Der Rekurs auf Francis Galton soll jedoch nicht nur dem Nachweis dienen, wie gefährlich „wissenschaftlich“ unterfütterte weltanschauliche Theorien sind, sondern auch der Überleitung zur nächsten Disziplin, welche mit dem Thema des Zufalls

konfrontiert wird, zur Volkswirtschaft. Auf Galton geht nämlich der Begriff der „Regression“ zurück, jener statistischen Methode zur Beschreibung des Zusammenhangs zwischen einer abhängigen Variable y von gegebenen Werten einer erklärenden Variable x , welche ihr Begründer Carl Friedrich Gauss mit nur 18 Jahren dazu verwendete, um im Jahre 1801 aus einer Reihe fehlerbehafteter Messungen ziemlich genau den Ort zu berechnen, an dem der kurz vorher entdeckte Zwergplanet Ceres wieder hinter der Sonne hervorkommen würde.²⁴

Bei Regressionsanalysen stößt man immer und immer wieder auf eine ganz bestimmte Variable: die Zufallsvariable. Wie der Name „Zufallsvariable“ schon erahnen lässt, ist der numerische (1, 2, 3, ...) Wert, den eine solche Variable annehmen kann, nicht von „vornherein“ bekannt, sondern vom Zufall abhängig. Allerdings können weder Statistiker noch Computer mit „absoluten Zufällen“ rechnen. „Zufallsabhängig“ bedeutet in diesem Kontext allerdings auch nicht, dass der Wert der Zufallsvariable schlichtweg vom Himmel fällt, sondern vielmehr, dass die verschiedenen möglichen Werte mit bestimmten Wahrscheinlichkeiten auftreten. Die möglichen Werte werden in der Statistik als „mögliche Ausprägungen“ bezeichnet. Welche der möglichen Ausprägungen schließlich tatsächlich eintritt, wird im Rahmen eines „Zufallsexperiments“ ermittelt. Beispielsweise besitzt die Zufallsvariable u_1 mit $u_1 =$ „geworfene Augenzahl bei einmaligem Würfeln (eines herkömmlichen Würfels) sechs mögliche Ausprägungen. Dass eine der Ausprägungen {1,2,3,4,5,6} „zufällig“ auftritt, bedeutet also, dass sie im Zufallsexperiment „Würfeln“ mit einer Wahrscheinlichkeit von 1/6 auftritt. Auch lässt sich für die Zufallsvariable u_1 sowohl ihr Erwartungswert $[E(u) = 1/6 (1+2+3+4+5+6) = 3,5]$ als auch ihre Varianz [= Summe aus der Wahrscheinlichkeit der jeweiligen Ausprägungen mal der quadrierten Differenz der jeweilige Ausprägung und dem Erwartungswert = 2,917], also ihre Streuung um den Erwartungswert, ermitteln.²⁵

Wenn wir also beim Würfeln zwei Mal hinter einander eine sechs würfeln und vor lauter Freude lauthals aufschreien, „was für ein Zufall!“, so gilt zu bedenken, dass dieser „Zufall“ statistisch bei jedem 36. Mal würfeln eintritt. Eine ziemlich gleich „hohe“ Wahrscheinlichkeit besteht, wenn wir im Casino beim Roulette auf eine bestimmte Zahl setzen. Aber auch dies würden viele von uns wahrscheinlich als „glücklichen Zufall“ bezeichnen. Festzuhalten bleibt also, dass auch Ereignisse, denen wir eine geringe Wahrscheinlichkeit bemessen, zuweilen als „Zufälle“ betrachtet werden, auch wenn es eigentlich gar keine sind.

Auf ähnliche, wenngleich ein wenig kompliziertere Weise ist es möglich, den Zusammenhang so gut wie aller beliebigen Dinge auszurechnen: Den Effekt der Abschaffung der Mietzinsbeihilfe auf den Preis von Mietwohnungen (gegenwärtig für uns Innsbrucker Studenten von einiger Relevanz), den Effekt des „Brexit“ auf das österreichische BIP, etc. Solange kein Ereignis auftritt, das in keinem der in der Regression enthaltenen Parameter enthalten war, würden Volkswirte somit keinesfalls von „Zufällen“ sprechen. Kommt es jedoch zum Fall einer sogenannten „*omitted variable*“, was letztlich zu verzerrten und inkonsistenten Schätzern führt, gilt es zu klären, ob diese (schuldhaft) unvorhergesehen oder unvorhersehbar war. Nur im letzten Fall wird der Volkswirt, der die Regressionsanalyse, welche allen Prognosen hinsichtlich der wesentlichen

volkswirtschaftlichen Indikatoren zugrundeliegt, durchgeführt hat, von einem eingetretenen „Zufall“ sprechen.

An diesem Punkt stellt sich somit erneut die Frage, wo die Grenze zu ziehen ist zwischen unvorhergesehen und unvorhersehbaren Ereignissen. So berücksichtigt keine BIP-Prognose äußerst selten vorkommende Katastrophen (in unseren Breiten etwa Erdbeben oder nukleare Katastrophen) oder die Möglichkeit des Eintritts eines Kriegsfalls, schlicht und einfach aus dem Grund, dass diesen Ereignissen nur schwerlich eine Wahrscheinlichkeit zugeführt werden kann sowie die Berechnung von Prognosen schlicht und einfach überfordern würden. Gänzlich ausgeschlossen sind diese Ereignisse freilich nicht, weshalb ihnen - wollte man alle nur denkbaren Ereignisse miteinbeziehen - auch eine gewisse, wenngleich äußerst geringe Wahrscheinlichkeit beigemessen werden müsste. Auch die volkswirtschaftliche Betrachtungsweise des Zufalls beweist also, dass ein Ereignis „zufällig“ immer „nur relativ zu einem bestimmten möglichen Set von Ursachen [ist], also entweder, weil bestimmte Ursachen nicht mitbedacht werden oder weil sie wegen zu großer Komplexität nicht mitbedacht werden können“.²⁶

3. Recht und Zufall

Zu guter Letzt soll untersucht werden, welche Rolle der „Zufall“ im Recht einnimmt. Was unter „Recht“ verstanden werden soll, daran scheiden sich freilich die Geister. Hans Kelsen, dessen Rechtsverständnis die österreichische Rechtsordnung bis heute prägt, verstand unter „Recht“ - in Abgrenzung von Moral oder Sitte - jenes Normensystem, welches menschliches Verhalten regelt, auf bestimmte menschliche Verhaltensweisen mit einem Zwangsakt reagiert sowie seine Geltung von einem spezifischen hypothetischen Geltungsgrund („Grundnorm“) ableitet.²⁷ Eine Norm gilt demnach - aus Gründen der Rechtssicherheit - grundsätzlich auch, wenn sie ungerecht und unzweckmäßig ist. Seit den Erfahrungen massiven - den Anschein von „Recht“ machenden - Unrechts während der Zeit des Nationalsozialismus wird dagegen jedoch vorgebracht, dass eine Norm dort, wo „Gerechtigkeit nicht einmal erstrebt wird, wo die Gleichheit, die den Kern der Gerechtigkeit ausmacht, bei der Setzung positiven Rechts bewusst verleugnet wurde, [...] das Gesetz nicht etwa nur ‚unrichtiges‘ Recht [ist], vielmehr entbehrt es überhaupt der Rechtsnatur“.²⁸

Anstatt auf diese - sich zwischen Rechtspositivisten und Naturrechtlern geführte - Diskussion weiter einzugehen, soll auf ein weiteres Merkmal von Normen eingegangen werden: Eine Norm kennzeichnet, dass sie allgemeinen, generellen Charakters ist, also alle oder eine gesetzlich näher spezifizierte Vielzahl von Rechtssubjekten von ihrem Geltungsbereich umfasst sind. Dies bedeutet allerdings nicht, dass nicht auch „Ausnahmen“ von einer rechtlichen Regelung erfasst werden können, im Gegenteil. Das ganze Recht stellt ein „System von Regeln und Ausnahmen“²⁹ dar, wobei die Ausnahmen nicht weniger regelungsbedürftig sind wie die Normalfälle.³⁰

Wie wir anhand des Roulettebeispiels gesehen haben, werden Ausnahmefälle, Ereignisse „geringer“ Wahrscheinlichkeit zuweilen als „Zufall“ bezeichnet. Kaum verwunderlich also, dass das Recht Glücksspiele und zwar auch solche, deren Ausgang

vom Geschick und Können der Teilnehmer beeinflusst werden, als „Wette“ (§ 1272 ABGB), deren essentielles Merkmal das aleatorische Element ist, betrachtet. Gemäß § 1 Glücksspielgesetz handelt es sich bei Glücksspielen um solche Spiele, bei denen Gewinn oder Verlust ausschließlich oder vorwiegend vom „Zufall“ abhängen. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Gewinne aus Glücksspielen und Wetten mit der Ausnahme von Gewinnen in Staatslotterien keine einklagbaren Forderungen, sondern lediglich eine sogenannte „Natuobligation“ begründen. Ist der Preis nicht bereits hinterlegt, hängt es also vom *good will* des Glücksspielanbieters ab, ob er eine Forderung begleicht oder nicht.³¹

Eine bedeutende Rolle spielt der „Zufall“ im Bereich der Gefahrtragung: Wird beispielsweise eine Sache nach Vertragsschluss zerstört, ohne dass einer Parteien daran schuld trägt, so stellt sich die Frage, wer die wirtschaftlichen Folgen dieses „Zufalls“ zu tragen hat. Da das Privatrecht auf dem Grundsatz *pacta sunt servanda* aufbaut, löst sich der geschlossene Vertrag (grundsätzlich)³² nicht einfach in Luft auf, was wiederum bedeutet, dass das Recht für das erwähnte Problem Regelungen vorsehen muss. Das österreichische Recht löst dieses dadurch, dass es auf den „Zeitpunkt der bedungenen Übergabe“ bzw. auf die tatsächliche Übergabe, wenn kein Übergabezeitpunkt vereinbart wurde, abstellt. Beim Spezia Kauf, also beim Kauf einer Sache, die unvertretbar ist, überträgt das Recht dem Verkäufer das Risiko des „zufälligen Untergangs“, sodass der Vertrag für nicht geschlossen anzusehen ist (§§ 1048, 880, 1447 ABGB). Eine Ausnahme davon besteht nur, wenn sich der Käufer in Annahmeverzug befindet. In diesem Fall geht die Gefahr auf den Käufer über.³³

Daneben statuiert § 1104 ABGB noch eine besondere Art des Zufalls: Geht eine gemietete oder gepachtete Sache wegen sogenannter „außerordentlicher Zufälle“ unter, so ist der Bestandgeber nicht zur Wiederherstellung verpflichtet, doch hat der Bestandnehmer auch keinen Zins zu entrichten. Unter „außerordentlichen Zufällen“ sind dabei elementare Ereignisse zu verstehen, welche von Menschen nicht beherrschbar sind und aus dem Muster der Regelmäßigkeit herausfallen, weshalb für die Folgen dieses Ereignisses von keiner der beiden Parteien Ersatz erwartet und verlangt werden kann. Gemäß § 1104 sind unter den Begriff des „außerordentlichen Zufalls“ etwa die Kriegseinwirkung, Feuer, Seuche, große Überschwemmungen oder Wetterschläge zu subsumieren.³⁴

4. Fazit

Wie wir gesehen haben, ranken sich um den Begriff des Zufalls zahlreiche Missverständnisse, was insbesondere daher rührt, dass der Begriff uneinheitlich bzw. widersprüchlich verwendet wird. Aufzudecken, was man denn genau meint, wenn man vom „Zufall“ spricht, kann also helfen, schwerwiegenden Kommunikationsschwierigkeiten - wie den geschilderten zwischen Theologen und Naturwissenschaftlern - vorzubeugen. Letztlich bleibt festzuhalten, dass es im Auge des Betrachters liegt, ob er ein Ereignis als „zufällig“ einstuft oder nicht. Daraus resultiert jedoch, dass es „objektiv“ gesehen keine Zufälle, sondern bloß Ereignisse gibt. Dieser Schluss ergibt sich aus einer

Zusammenschau des oben Gesagten. Die Statistik kennt keine „Zufälle“, sondern bloß „Ausreißer“, die jedoch in aller Regel nicht singulär sind, sondern sich bei einer hinreichend großen Anzahl an Beobachtungen wiederholen. Dies lässt sich auch an einer Auffassung aus der rechtswissenschaftlichen Lehre verdeutlichen, welche unter einem „außerordentlichen Zufall“ ein „massives [...] und nicht fassbares Ereignis [...], das aus dem Muster der Regelmäßigkeit herausfällt“,³⁵ versteht. Eine derartige Konzeption von Zufall als ein sehr unwahrscheinliches, sich zumindest nicht periodisch wiederholendes Ereignis kommt unserem Alltagsverständnis wohl am nächsten und liegt meiner Erkenntnis zufolge auch dem naturwissenschaftlichen Zufallsbegriff zugrunde. So verstandener Zufall lässt sich einerseits mit dem Kausalitätsprinzip vereinbaren und bietet eine rationale Unterfütterung der Überzeugung vieler gläubiger Menschen, dass die letzte Ursache aller „zufälligen“ wie „regelmäßigen“ Dinge Gott ist.

JOHANNES AUGUSTIN

JOHANNES AUGUSTIN SCHLOSS 2013 AN DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK DAS BACHELORSTUDIUM WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTEN UND 2014 DAS DIPLOMSTUDIUM RECHTSWISSENSCHAFTEN AB. IM MAI 2016 WURDE ER ZUM DR. IUR. PROMOVIERT. NACH ABSOLVIERUNG DES STUDIUMS KATHOLISCHE THEOLOGIE IM APRIL 2016 ARBEITET ER GEGENWÄRTIG AN DEN ABSCHLUSSARBEITEN DER STUDIEN APPLIED ECONOMICS SOWIE WIRTSCHAFTSRECHT UND IST RECHTSPRAKTIKANT AM LG INNSBRUCK. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTER SEIT 2015.

¹ Vgl. *Aristoteles*, *Metaphysik* XI. Buch (=1059 a 18).

² *Rahner*, *Naturwissenschaft und vernünftiger Glaube* 399 (403).

³ Vgl. etwa die *Psalmen* 33, 135.

⁴ Die in Klammer gesetzten Anmerkungen machen auf die bedeutende Unterscheidung Kants zwischen *phaenomena* und *noumena* aufmerksam. Vgl. *Kant*, *Kritik der reinen Vernunft* (hrsg. von Heidemann I., Studienausgabe Reclam 2006) 322 ff.

⁵ Vgl. dazu *McGrath*, *Atheismus als Bestseller: Der neue Szientismus*, *concilium* 2010/4, 374.

⁶ *Schönborn*, *Finding Design in Nature*, <nytimes.com/2005/07/07/opinion/finding-design-in-nature.html?_r=0> (19.07.2016).

⁷ Vgl. etwa *Wick*, *Freiheit der Wissenschaft verteidigen*, <pfz.at/article278.htm> (19.07.2016).

⁸ *Wandinger*, *Anmerkungen zum „Schönborn-Streit“*, *Grenzgebiete der Wissenschaft* 55/2006, 3 (5).

⁹ *Wandinger*, *Anmerkungen zum „Schönborn-Streit“*, *Grenzgebiete der Wissenschaft* 55/2006, 3 (5 f).

¹⁰ *Rahner*, *Naturwissenschaft und vernünftiger Glaube*, in *Rahner*, *Sämtliche Werke - Band 30* (2009) 399 (417).

¹¹ *Rahner*, *Naturwissenschaft und vernünftiger Glaube* 417.

¹² Vgl. dazu *Neuner-Roos*, *Der Glaube der Kirche in den Urkunden der Lehverkündigung* ¹³(1971) 191 ff.

¹³ *Rahner*, *Naturwissenschaft und vernünftiger Glaube* 417.

¹⁴ *Muck*, *Zwei Weisen der Erklärung?* (2001) 1 f.

¹⁵ *Rahner*, *Naturwissenschaft und vernünftiger Glaube* 418.

¹⁶ *Rahner*, *Naturwissenschaft und vernünftiger Glaube* 419. Vgl. dazu auch die Ausführungen von *Tefens*, *Gott denken? Ein Versuch über rationale Theologie* (2015) 42: „Materie ist in theistischer Perspektive etwas, das zum intersubjektiv zugänglichen Ausdruck des Geistes werden soll“.

¹⁷ *Wandinger*, *Anmerkungen zum „Schönborn-Streit“*, *Grenzgebiete der Wissenschaft* 55/2006, 3 (4 ff).

¹⁸ *Wick*, *Freiheit der Wissenschaft verteidigen*, <pfz.at/article278.htm> (19.07.2016).

¹⁹ *Wandinger*, *Anmerkungen zum „Schönborn-Streit“*, *Grenzgebiete der Wissenschaft* 55/2006, 3 (5 f).

²⁰ *Stocker*, *Grundlagen der deskriptiven Regressionsanalyse – OLS Mechanik*, <uibk.ac.at/econometrics/einf/kap02_ols.pdf> (20.07.2016), 41.

²¹ *Galton*, *Inquiries into Human Faculty and its Development* (1907) 17.

²² *Stocker*, *Grundlagen der deskriptiven Regressionsanalyse – OLS Mechanik*, <uibk.ac.at/econometrics/einf/kap02_ols.pdf> (20.07.2016), 41.

²³ Dazu und zu anderen Mythen rund um den Regressionseffekt vgl. *Nachtigall/Stuhl*, *Der Regressionseffekt. Mythos und Wirklichkeit*. Schriftenreihe des Lehrstuhls für Psychologische Methodenlehre und Evaluationsforschung am Institut für Psychologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena, 4/2002.

²⁴ *Stocker*, *Grundlagen der deskriptiven Regressionsanalyse – OLS Mechanik*, <uibk.ac.at/econometrics/einf/kap02_ols.pdf> (20.07.2016), 41.

²⁵ *Auer v. .*, *Ökonometrie. Eine Einführung* ⁵(2011) 25 ff.

²⁶ *Wandinger*, *Anmerkungen zum „Schönborn-Streit“*, *Grenzgebiete der Wissenschaft* 55/2006, 3 (5).

²⁷ Vgl. *Kelsen*, *Reine Rechtslehre* ²(1960) 36 ff; *Kelsen*, *Allgemeine Theorie der Normen* (1979).

²⁸ Sogenannte „Radbruchsche Formel“. Vgl. dazu *Radbruch*, *Gesetzliches Unrecht und Übergesetzliches Recht*, *SJZ* 1946, 105 (107).

²⁹ *Koja*, *Allgemeine Staatslehre* (1993) 398.

³⁰ *Koja*, *Staatsnotstand* 10 f.

³¹ *Apathy/Riedler*, *Bürgerliches Recht - Band III: Schuldrecht, Besonderer Teil* ⁴(2010) Rz 1/12 f.

³² Beachte die sogleich erwähnten §§ 1048, 880 und 1147 ABGB.

³³ *Apathy/Riedler*, *Bürgerliches Recht - Band III: Schuldrecht, Besonderer Teil* ⁴(2010) Rz 1/12 f.

³⁴ *Binder/Pesek* in *Schwimann/Kodek*, *ABGB Praxiskommentar* ⁴(2014) § 1104 Rz 1 f.

³⁵ *Binder/Pesek* in *Schwimann/Kodek*, *ABGB Praxiskommentar* ⁴(2014) § 1104 Rz 1.

Petra Wlasak, Graz

Schicksal Flucht?**Plädoyer für eine kritische Perspektive auf Narrative
im Kontext Flüchtlingsregime****Abstract**

Zum Weltflüchtlingstag am 20. Juni 2016 teilte das Flüchtlingshochkommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR) mit, dass die Anzahl der Menschen, welche bis Ende 2015 ihre Heimat verlassen musste, 65,3 Millionen betrug. Das ist ein Höchststand seit dem Beginn der statistischen Erhebungen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs (UNHCR 2016). Die Frage, die sich anhand dieses Anstiegs stellt ist, ob Flucht als individuelles Schicksal betrachtet werden kann, welches Geflüchtete als hilfeschuchende Opfer stilisiert oder ob stattdessen - im Sinne einer kritischen Migrationsforschung - die unterschiedlichen Interessen von Akteurinnen und Machtverhältnissen im Flüchtlingsregime und sich daraus ergebende Inklusions- und Exklusionsmechanismen in den Fokus rücken sollten. Der Beitrag geht dieser Frage nach indem unterschiedliche Beispiele der Darstellung von Flucht als Schicksal in den Medien herangezogen werden und hierbei die Problematik der Viktimisierung und Zuschreibung von Handlungsunfähigkeit herausgearbeitet werden.

Schicksal – eine Form des Zufalls?

Wenn wir uns mit dem Thema Zufall beschäftigen, so können wir aus einer philosophischen Perspektive Zufall als „das, was ohne erkennbaren Grund und ohne Absicht geschieht, das Mögliche, das eintreten kann, aber nicht eintreten muss“ definieren (Brockhaus Enzyklopädie Online 2012). Hierbei drängt sich auch unweigerlich das Wort Schicksal auf, da auch Schicksal ein von jeglicher Vorhersehbarkeit gelöstes Ereignis beschrieben wird. Zufall impliziert demnach, dass der Grund für das Eingetretene eventuell gefunden werden könnte, während Schicksal generell als ein von einer höheren Macht vorherbestimmtes, aber undurchschaubares Ereignis gilt, dessen Ursache nicht entdeckt werden kann. Durch den Charakterzug der Unerklärlichkeit, der Unkontrolliertheit und jeglicher Vorhersehbarkeit entzogen, wird Schicksal zumeist im negativen Sinne assoziiert und mit den Attribute bedrohlich oder gefährlich beschrieben. Da davon ausgegangen wird, dass es sich um etwas bereits Vorbestimmtes handelt, ist demnach jedes Schicksal der Entscheidungsfreiheit des Menschen entzogen und damit auch der Selbstbestimmtheit. Der Mensch kann daher sein Schicksal nicht selbstbestimmt beeinflussen und demnach auch nicht mehr selbstbestimmt handeln, wenn sein Schicksal unerwartet eintritt (Henke 2003).

Das Schicksal Flucht?

Zum Weltflüchtlingstag am 20. Juni 2016 teilte das Flüchtlingshochkommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR)

mit, dass die Anzahl der Menschen, welche bis Ende 2015 ihre Heimat verlassen musste, 65,3 Millionen betrug. „Gemessen an einer Weltbevölkerung von 7,349 Milliarden Menschen ist damit statistisch jeder 113. Mensch entweder asylsuchend, binnenvertrieben oder Flüchtling – ein noch nie dagewesener Höchststand.“ – so das UNHCR (UNHCR Österreich 2016). Die Frage die sich anhand dieser aktuellen Entwicklungen stellt, ist ob denn nun auch Flucht ein Schicksal und damit eine unvorhersehbare Form des Zufalls ist?

Betrachten wir die Darstellung von Flucht und speziell die letzten Entwicklungen der globalen Fluchtbewegungen, so wird Flucht häufig als individuelles Schicksal der Betroffenen dargestellt. So lesen wir in zahlreichen Medien vom „Schicksal der Frauen auf der Flucht“ (Ambos 2016), dem „Schicksal der jungen Afghanen“ (Petersmann 2016) oder dem „Schicksal einer Familie“, bei welchem es sich um „echte Flüchtlinge“ handelte, die in ihrem Herkunftsland vom Tod bedroht waren (Stein 2015) und demnach keine andere Wahl mehr hatten als zu fliehen. In diesen weit verbreiteten Berichten werden Menschen, die sich aktuell auf der Flucht befinden oder eine Flucht hinter sich gebracht haben, als barmherzige Menschen charakterisiert, über welche unerwartet ein großes Unglück hereingebrochen ist, das sie dazu zwang, ihren regulären Aufenthaltsort zu verlassen. Dies gilt auch für Todesfälle während der Flucht, die ebenso als Unglück und als Schicksalsschlag, demnach also als unvorhersehbares und unvermeidbares Ereignis, dargestellt wird. Man denke in diesem Sinne an die Berichte über die „Tragödien“ (Spiegel Online 2016) oder „Unglücke“ (Kleinjung 2016) im Mittelmeer, in welchen tausende Menschen das unvermeidliche Schicksal der „Flucht in den Tod“ (Petersmann 2016) ereilte.

Wenn wir mit dieser Beschreibung von Flucht als Schicksal konfrontiert sind, also als unvorhersehbares, den Menschen vorherbestimmtes Unglück, so müssen wir uns kritisch mit der tieferen Bedeutung dieses Narrativs auseinandersetzen. Demnach würde dies nämlich implizieren, dass es im Lebensweg der Menschen vorherbestimmt ist, dass sie zu einem bestimmten Zeitpunkt zu Flüchtlingen werden. Diese Perspektive drängt Menschen, welche fliehen, unweigerlich in eine passive Opferposition. Dieser viktimisierende Blick spricht den Menschen jegliche Handlungsfähigkeit ab und kann kritisch auch als kolonialistisch, wenn nicht sogar rassistisch, bewertet werden: Hierbei wird davon ausgegangen, dass es Menschen, welche im globalen Süden geboren sind, im Gegensatz zu Menschen in den wohlhabenden Gesellschaften des globalen Nordens, vorherbestimmt ist, ein unglückliches von Gewalt und Flucht geprägtes Leben zu führen. Hierbei handelt es sich um eine Fortführung des kolonialistischen Narrativs, welches dazu beiträgt, koloniale und damit ungleiche Herrschaftsverhältnisse

zwischen Norden und Süden zu reproduzieren und zu legitimieren und damit Diskriminierungsstrukturen fortzuführen (Lorey 2012).

„Hilfe für Schicksalsopfer“ vs. „Das Boot ist voll“

Im medialen Diskurs sind zahlreiche Beispiele zu finden, welche betonen, dass es sich bei spezifischen Flüchtlingen um sogenannte „echte Flüchtlinge“, von einem „wahren Schicksal“ betroffene Menschen handelt (DiePresse.com 2016). Im Sinne dieses Narrativs kann es sich bei Personen, die selbstbestimmt und handlungsfähig sind und dementsprechend ihre Fluchtroute planen und hierfür auch technisches Equipment wie Smartphones verwenden, um gar keine „echten Flüchtlinge“ handeln sondern um wirtschaftlich privilegierte Personen, die keiner Verfolgung ausgesetzt wären oder sogar um eingeschleuste TerroristInnen (derstandard.at 2015, Schmidt 2014). Die OpponentInnen dieser Darstellung betonen, dass es sich bei Flüchtlingen generell um bemitleidenswerte Personen handelt, die umfassende Hilfe benötigen. Auch wird in diesem Zusammenhang betont, wie groß die Dankbarkeit und Demut für jegliche Hilfestellung ist (Kleine Zeitung 2015, Neufeldt 2016).

Insgesamt lässt sich eine Zweiteilung des öffentlichen Diskurses zur Darstellung und Bewertung von Flüchtlingen feststellen: Auf der einen Seite herrscht der um Mitleid heischende, viktimisierende Diskursstrang vor, welcher Flucht als undurchschaubares Schicksal stilisiert und den Betroffenen Handlungsunfähigkeit unterstellt, was wiederum als Argument für Fremdbestimmung, fremdbestimmte Auferlegung von Hilfe von ausgewählten Schützenswerten und Schicksalsopfern verwendet wird. Auf der anderen Seite haben wir es mit einem Diskursstrang zu tun, welcher sich dem Thema Bedrohung annimmt und Flüchtlinge als Gefahr für die Sicherheit einer vermeintlich homogenen Gesellschaft sieht. Dieser ist von Diskussionen um das Thema Gewalt dominiert und umfasst Abwehrmaßnahmen, Terrorismus und eine Grundstimmung an Aggression. Der Diskursstrang zeichnet sich durch eine absolute Abkehr von der Viktimisierung von Flüchtlingen aus, und stellt stattdessen Flüchtlinge als berechnende, handlungsaktive, bedrohliche Subjekte dar, welche eine unmittelbare Gefahr darstellen. Statt Flüchtlinge als Opfer wie im anderen Diskurs, darzustellen, stellen sich die OpponentInnen selbst als Opfer dar. Dies kann in dem bekannten Slogan „Das Boot ist voll“ wiedererkannt werden: Statt dem weitverbreiteten Bild der im Mittelmeer in überfüllten Booten vom Ertrinken bedrohten Flüchtlingen, stellt sich die nicht von Flucht betroffene Gesellschaft selbst im Boot dar und kehrt damit die Opferrolle um (DiePresse.com 2016b, Wiener Zeitung 2015). Beiden Diskurssträngen ist eine Viktimisierung und Polarisierung gemeinsam. Auch wenn die „Opfer“ jeweils andere sind, so stehen diese ohnmächtig gegenüber den aktuellen Entwicklungen und bedürfen Rettung. Diese Rettung kommt entweder durch die Güte von freiwilligen HelferInnen oder durch die Führung eines starken Mannes, der mit harten Maßnahmen eine viel gewünschte „Ordnung“ wiederherstellen wird. Die Kandidaten, welche von rechtspopulistischen und rechtskonservativen Parteien in den USA und Europa für

anstehende Präsidentschaftswahlen aktuell aufgestellt sind, geben die Resultate dieses Diskursstranges wieder.

Populäre Polarisierungen in politischen, wirtschaftlichen und sozialen Krisen verleiten mit ihren einfachen Antworten zu einer Einvernahme. Polarisierungen generell führen zu keinem tieferen Verständnis einer komplexen Thematik. Dieses ist aber essentiell um konkrete, bedarfsorientierte und nachhaltige Lösungen für alle zu erarbeiten. Damit wir uns nicht von der einen als auch anderen polarisierenden Strömung einvernehmen lassen, ist es notwendig, sich mit der Komplexität von Fluchtgeschehen zu befassen und die unterschiedlichen Positionen im gesellschaftlichen Diskurs kritisch zu analysieren, um Stellung dazu beziehen zu können. Hierfür müssen wir zunächst die existierenden Phänomene hinter den Diskursen in ihrer quantitativen und qualitativen Ausprägung kennen und diese im Anschluss in ihren Zusammenhängen kritisch hinterfragen.

Ein paar Fakten vorweg

Von den insgesamt 65,3 Millionen Menschen, die sich 2015 auf der Flucht befanden, handelt es sich bei einem Großteil um Binnenvertriebene (40,2 Millionen Menschen). Das bedeutet, dass jene Menschen von ihrem Wohnort vertrieben wurden, sich aber noch innerhalb der Grenze ihres Herkunftslandes auf der Flucht befinden. Hier wird deutlich, dass es nur einer Minderheit weltweit gelingt, in einem sicheren Staat Schutz zu suchen. Von jenen Flüchtlingen, die sich außerhalb ihres Herkunftslandes befinden, stammen mehr als die Hälfte (54%) aus Syrien (4,9 Millionen), Afghanistan (2,7 Millionen) und Somalia (1,1 Millionen). Die Hauptaufnahmeländer von Flüchtlingen im Jahr 2015 waren die Türkei (2,5 Millionen), Pakistan (1,6 Millionen), Libanon (1,1 Millionen), der Iran (970.400), Äthiopien (736.100) und Jordanien (664.100) (UNHCR 2016). Die Hauptaufnahmeländer von Flüchtlingen sind demnach Länder an den unmittelbaren Grenzen zu Krisenregionen oder jene Länder, die selbst von politischen Krisen betroffen sind.

Im Jahr 2015 suchten insgesamt 1.321.600 Personen als ErstantragstellerInnen in der Europäischen Union um Asyl an. Hier wird deutlich, dass es nur ein Bruchteil der weltweit sich auf der Flucht befindenden Menschen schaffen, die sogenannte „Festung Europas“ zu erreichen und um Asyl anzusuchen (Eurostat 2016).

In Österreich suchten im Jahr 2015 81.127 Personen um Asyl an. Die Hauptherkunftsländer der AsylantragstellerInnen waren Syrien mit 23.510 Personen, Afghanistan mit 22.165 und der Irak mit 12.764 Personen. Insgesamt handelt es sich fast um eine Verdreifachung der Antragszahlen im Vergleich zu 2014 mit 28.027 Asylanträgen (BMI Österreich 2016).¹ Nichtsdestotrotz muss dies in Relation zur österreichischen Bevölkerung mit 8,6 Millionen Menschen gesehen werden (Statistik Austria 2016). Zum Vergleich sei hierbei der Libanon genannt, in welchem zusätzlich zu seinen 4,1 Millionen EinwohnerInnen aktuell 1,1 Millionen syrische Flüchtlinge leben (Amnesty International 2016). Österreich führte außerdem 2015 die Humanitäre Resettlementaktion für Syrien durch. Hierbei handelt es sich um

eine freiwillige Aktion der österreichischen Bundesregierung, die in Kooperation mit dem UNHCR und österreichischen Non-Profit-Organisationen durchgeführt wurde, bei welcher 758 Personen direkt aus Syrien nach Österreich überstellt wurden und hier in einem Schnellverfahren Asyl gewährt wurde. Die Personen wurden zuvor durch das UNHCR in Absprache mit der österreichischen Bundesregierung ausgewählt, registriert und dokumentiert (BMI Österreich 2016). Weltweit standen im Jahr 2015 vom UNHCR geschätzte 126.000 dieser sogenannten Resettlement Plätze zur Verfügung, welche zum größten Teil von den Ländern der Amerikas angeboten werden. Diese Resettlement Plätze bewahren die ausgewählten Menschen vor den Gefahren der Fluchtroute, stehen aber zahlenmäßig nicht im Verhältnis zu den weltweit Millionen Vertriebenen (UNHCR 2014).

Ursachen, Formen und Verläufe von Flucht – Ansätze für Typologien

Als Hauptursache für den Anstieg der Flüchtlingszahlen weltweit nennt das UNHCR die zahlreichen, seit mehreren Jahren andauernden kriegerischen Konflikte, wie jene in Syrien, Afghanistan, Südsudan oder Somalia (UNHCR 2016). Gründe zur Flucht basieren aber nicht ausschließlich auf kriegerischen Konflikten, sondern weisen hohe Komplexität auf. Die interdisziplinäre Migrationsforschung liefert uns fundierte Einblicke in die Komplexität von Fluchtgründen und beschreibt Tendenzen und Systematiken von Fluchttypologien (Hillmann 2016). Um diese zu erfassen, ist zunächst ein grundlegendes Verständnis von menschlicher Mobilität und Migration notwendig.

Bewegungen von Menschen generell können als **Mobilität** bezeichnet werden. Die horizontale Mobilität von Menschen umfasst alle Bewegungen im Raum - die sogenannte räumliche Mobilität. Ergänzt wird das Konzept der räumlichen Mobilität durch soziale Mobilität, welche als Veränderung des sozialen Status bezeichnet wird (Hillmann 2016).

Migration ist eine Form von Mobilität, gilt aber als räumliche und soziale Ortsveränderung mit spezifischer Dauer. Diese Dauer kann permanent oder nicht-permanent sein und pausierend oder wiederholend stattfinden. Um die verschiedenen Formen von Migration typologisieren zu können, werden verschiedene Kategorien verwendet um die Migrationsbewegungen zu beschreiben. Beispiel hierfür sind ob die Migration über Nationalstaatsgrenzen hinweg führt oder innerhalb eines Landes – die sogenannte Binnenmigration – stattfindet, über welche Distanz und in welche Richtung sie passiert, ob die Migration alleine oder in einer Gruppe von statten geht oder ob die Bewegung sich einem gesetzlichen Regulativ unterwirft und damit als „legal“ oder auch „illegal“ oder „irregulär“ bezeichnet wird. Die Ursachen für Migration sind vielfältig und können ökonomisch, politisch, sozial, psychologisch, kulturell, religiös aber auch ökologisch motiviert und begründet sein. Generell gilt, dass die Gründe für Migration höchst vielfältig sind und ineinander greifen (Hillmann 2016).

Zurückzukommend auf das Phänomen Flucht wird **Flucht** als erzwungene, durch indirekte oder direkte Gewalteinwirkung erforderliche Migration verstanden. Flucht kommt ursprünglich vom lateinischen Wort *fuga* und bedeutet in seinem Ursprung das eigenmächtige, widerrechtliche Verlassen eines angewiesenen Aufenthaltsorts (Treibel 2011). Gründe zur Flucht sind vielfältig und komplex. Faktoren wie Bevölkerungsdruck, begrenzte Ressourcen, Gewalt und strukturelle Ungerechtigkeiten greifen ineinander und Umstände wie Armut, Umweltzerstörung, Krieg und Repression bedingen und verstärken einander. Die Führung eines selbstbestimmten, gewaltfreien, wirtschaftlich sich erhaltenden Lebens wird kontinuierlich erschwert bzw. ganz verhindert, bis zu dem Moment, da das Verlassen des bis dato regulären Wohnortes als einzige sinnvolle Lösung der Situation erachtet wird. Die Flucht selbst kann plötzlich, massenhaft und panikartig vor sich gehen, aber auch etappenweise, individuell oder geplant (Nuscheler 1995). Die Art der Flucht, der Zeitpunkt, die Dauer und die Distanz des Fluchtweges variiert je nach individueller sozio-ökonomischer Situation und verfügbaren Ressourcen bzw. auch nach politischen, rechtlichen und gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Der Fluchtweg kann sich über einen längeren Zeitrahmen mit unterschiedlichen Aufhalten gestalten und ist geprägt von der ständigen Gefährdung von Leib und Leben, sei es durch die Gewalteinwirkungen durch SchlepperInnen, materielle Not, prekäre Mobilitätsformen oder Verfolgung und Inhaftierung (Hillmann 2016, Nuschler 1995, Treibel 2011). Fluchtmöglichkeiten und die Durchführung von Flucht gestalten sich für Frauen aufgrund von ungleichen Geschlechterverhältnissen und patriarchalen Geschlechterrollen insbesondere schwierig. Frauen verfügen weltweit über weniger Ressourcen (zum Beispiel hinsichtlich Einkommen oder Bildung) und können so schwerer eine Flucht organisieren und durchführen. Zusätzlich sind sie auf der Flucht spezifischen Risiken wie sexueller Ausbeutung als Gegenleistung für Fluchthilfestellung ausgesetzt (Wlasak 2014). Selbst wenn es Flüchtlingen generell gelingt, in einem sicheren Aufnahmeland um Asyl anzusuchen, so ist das Leben als AsylwerberIn in den Flüchtlingsheimen geprägt von räumlicher Enge, Beschäftigungslosigkeit, materiellen und finanziellen Engpässen, Verlust der Selbstständigkeit sowie einem allgemeinen Statusverlust (Wlasak 2009).

Das UNHCR betont in seiner Definition von Flüchtlingen den Zwangscharakter dieser Form der Migration und beschreibt einen Flüchtling als eine Person *“outside their country of origin or habitual residence and unable to return there owing to serious and indiscriminate threats to life, physical integrity or freedom resulting from generalized violence or events seriously disturbing public order”* (UNHCR 2011). Der Genfer Flüchtlingskonvention (GFK), welche vor dem Hintergrund der Erfahrungen und der massiven Verfolgung von Millionen von Menschen im Zweiten Weltkrieg am 28. Juli 1951 von einer Bevollmächtigtenkonferenz der Vereinten Nationen verabschiedet wurde, liegt eine weit engere Definition eines Flüchtlings zu Grunde.

Ein Flüchtling laut Artikel 1 Abschnitt A Ziffer 2 der GFK ist *„wer aus wohlbegründeter Furcht, aus Gründen der Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe*

oder der politischen Gesinnung verfolgt wird, sich außerhalb seines Heimatlandes befindet und nicht in der Lage oder im Hinblick auf diese Furcht nicht gewillt ist, sich des Schutzes dieses Landes zu bedienen.“

Die GFK, welche im Jahr 1954 von Österreich ratifiziert wurde und 1955 in Kraft trat, ist die rechtliche Grundlage für das Asylverfahren in Österreich. Die Konvention schließt in ihrer Definition eines Flüchtlings explizit Flucht vor Armut, vor Kriegen, aus Armut, infolge von Umweltkatastrophen und Binnenflüchtlinge aus. Hierbei wird insbesondere kritisiert, dass die Definition für den Großteil der Flüchtlinge weltweit nicht zutrifft, Begriffe wie „Rasse“ problematisch sind bzw. Verfolgungen auf Grund des Geschlechts oder der sexuellen Orientierung nicht explizit erwähnt sind. Trotz aller Kritik an der GFK darf dabei nicht übersehen werden, dass diese die Grundbasis jeglichen Flüchtlingsrechts darstellt (Neugschwendtner et al. 2015).

Bei der Befassung mit unterschiedlichen Definitionen von Flüchtlingen muss zwischen wissenschaftlichen Typologisierungen, die soziale Phänomene von Flucht beschreiben und zu erfassen versuchen, und rechtlichen Instrumenten wie internationale Konventionen und nationalstaatliches Recht, welche auf Basis von politischen Konsens gefunden werden, unterschieden werden. Wissenschaftliche Typologisierungen sind immer nur ein Versuch soziale Realitäten in ihrer Komplexität zu beschreiben. Jene Definitionen, wie die GFK bzw. auch die Auslegung dieser Konvention im Rahmen von nationalstaatlichen Asylverfahren, sind die Resultate von Ausverhandlungen von Interessen politischer AkteurInnen. Wenn wir uns daher kritisch mit Flucht beschäftigen und diskutieren, ob es sich bei Flucht um Schicksal handelt, müssen wir dies stets im Auge behalten und kritisch hinterfragen.

Kritische Migrationsforschung und Regimetheorie

Um zwischen den Hintergründen verschiedener Definitionsversuchen von Migration und Flucht differenzieren zu können und um gesellschaftliche Konstruktionen und politische Ausverhandlungen zum Thema Flucht und Asyl kritisch betrachten zu können, bedarf es eines wissenschaftlichen Theorems. Die **kritische Migrationsforschung** ist hierfür geeignet, denn sie analysiert, basierend auf einer kritischen und solidarischen Grundhaltung, die Folgen von Herrschaftsstrukturen, Ausverhandlungsprozessen und Diskursen für MigrantInnen. Ein wesentlicher Teil von kritischer Migrationsforschung ist eine „engagierte Distanz“ zu ihrem Untersuchungsgegenstand. Das Ziel der Forschung ist es „symbolische und materielle Zugehörigkeits- und Diskriminierungsverhältnisse“, die zu Exklusion führen, so zu analysieren und zu kritisieren, dass die „davon ausgehende Herrschaft“ gemindert wird. Dies soll durch kontinuierliche Selbstreflexion, das Wissen um die eigene Einbettung in Diskurse und ohne Anmaßung der Möglichkeiten des eigenen Wirkens geschehen (Melter und Romaner 2013, S. 59f). WissenschaftlerInnen, welche sich als kritische

MigrationsforscherInnen verstehen, definieren ihre Aufgabe und Grundsätze folgendermaßen:

„(Das) Grundmotiv kritischer Migrationsforschung (...) wird genährt von einem moralischen Impuls, der die Legitimität jener migrationsgesellschaftlichen Phänomene zurückweist, die Menschen in ihren Möglichkeiten für eine freiere Existenz behindern, degradieren und entmündigen. Dieses Motiv der Kritik mobilisiert und leitet die wissenschaftliche Aufmerksamkeit in eine Richtung, die migrationsgesellschaftliche Herrschaftsstrukturen, Subjektivierungsphänomene und Formen der Verschiebung und Veränderung dieser Strukturen empirisch und begrifflich in den Blick nimmt“ (Mecheril et al. 2013, S. 50).

Die kritische Migrationsforschung sieht ihre Aufgabe also darin, die mit Migration und Flucht verbundenen Phänomene nicht nur zu beschreiben, sondern die Hintergründe, die zu den spezifischen Ausformungen von Migration und zu den Lebensrealitäten der Betroffenen führen, kritisch zu hinterfragen und die Herrschaftsstrukturen und Ausverhandlungsprozesse von verschiedenen AkteurInnen offen zu legen.

Die **Regimetheorie**, welche zur Ausübung kritischer Migrationsforschung angewandt wird, bietet uns die Möglichkeit diesen Ausverhandlungsprozess kritisch zu analysieren und zu verstehen, dass es sich dabei um einen dynamischen Prozess handelt, bei welchem unterschiedliche AkteurInnen – sei es nationale PolitikerInnen, internationale Non-Profit-Organisationen, Zivilgesellschaft, ökonomische Interessensgruppe und Flüchtlinge selbst – gleichzeitig Handlungen zur Umsetzung ihrer Interessen im Bereich Flucht setzen. In den Blick der Forschung wird das „Geflecht aus Akteuren, Praktiken, Diskursen, Materialitäten, Bewegungen und Kämpfen“ genommen, die „in und zwischen denen um Kontrolle und Bewegungsfreiheit gerungen wird“ (Hess et al. 2015, S. 2). Diese spezifische Perspektive der Regimetheorie ermöglicht es uns, Flüchtlinge nicht als bloße Opfer ihres Schicksals und damit von anderen abhängige Objekte zu sehen, sondern als Subjekte, die selbst Entscheidungen treffen und an der Ausgestaltung von Fluchtumständen und Fluchtwegen beteiligt sind (Tsianos 2010). Flüchtlinge sind demnach selbst politische Subjekte mit jeweiligen politischen Rechten. Man denke in diesem Kontext an politische Aktionen von Geflüchteten, wie die Besetzung der Votivkirche im November 2012 in Wien (ORF Wien 2012).

Weiters ermöglicht uns der Zugang der Regimetheorie gesetzliche Normen und soziale Realitäten als Effekte und Verdichtungen von sozialen Handlungen zu verstehen und nicht als funktionalistisch vorauszusetzen (Tsianos 2010). Konkret auf die politische Praxis und aktuelle Entwicklungen bezogen, bedeutet dies, dass es keine einfachen und rasch greifenden Lösungen für die Steuerung von Fluchtbewegungen gibt, sondern dass die Ausgestaltung des Fluchtgeschehens ein Ergebnis von komplexen Ausverhandlungen von Interessen unterschiedlicher AkteurInnen ist, deren Handlungen ebenso die Effekte und Resultate dieser Prozesse beeinflussen.

„Mit dem Regimebegriff wird das Verhältnis zwischen den Handlungen der MigrantInnen und den Agenturen der Kontrolle nicht als einfaches Subjekt-Objekt Verhältnis gedacht. Der Fokus der Regimeanalyse liegt auf den neuen Ebenen der

Aushandlung (...) die nicht mehr einfach nur intergouvernemental sind. (...) Deutlich wird so auch, dass der Regimebegriff auf der Ebene internationaler Politik (der Staaten) das Problem reflektiert, dass es keinen äußeren Gewaltmonopolisten geben kann, also keinen Weltstaat.“ (Tsianos 2010)

Diese Perspektive hilft uns, zu verstehen und zu begreifen, dass einfache politische Lösungen, welche häufig auf populistische Weise postuliert werden, oder Vorschläge zum „Management“ von Fluchtbewegungen de facto nicht real umsetzbar sind (vgl. Kurier.at 2015), da keine Akteure unabhängig von den Handlungen anderer AkteurInnen ist. Insgesamt lässt sich daraus folgern, dass eine Vielzahl von AkteurInnen kontinuierlich versucht, die Ursachen und Umstände von Flucht zu beeinflussen. Dies inkludiert staatliche Institutionen, internationale Organisationen als auch zivilgesellschaftliche AkteurInnen und direkt von Flucht Betroffene. Es geht hierbei immer um die Ausverhandlung von Interessen und Machtverhältnissen, deren konkrete Auswirkungen Inklusions- und Exklusionsmechanismen sind, die wiederum unmittelbare Konsequenzen auf die Lebenssituation und Handlungsmöglichkeiten der betroffenen Menschen haben (Atac und Rosenberger 2013).

Schlussfolgerung

Bezogen auf die ursprünglich gestellte Frage, ob es sich bei Flucht um ein Schicksal handelt, bedeutet dies, dass Flucht und die Bedingungen für, während und nach Flucht demnach kein Schicksal sind, welches vorherbestimmt und unbeeinflussbar über bestimmte Menschen hereinbricht, sondern ein Effekt und Resultat von meist gewaltvollen Interessenskonflikten. Verschiedene AkteurInnen gestalten und bestimmen die Möglichkeiten und Ausformungen von Fluchttypen und Fluchtwegen. Aus einer kritischen migrationswissenschaftlichen Perspektive interessiert uns hierbei, welche AkteurInnen – sei es Einzelpersonen, Gruppen oder Institutionen – hier welche Formen von Einfluss ausüben, welche Strategien sie anwenden um ihre Interessen umzusetzen, auf welche Weise sie kommunizieren, Interessen ausverhandeln, wie sich Machtverhältnisse und Herrschaftssysteme gestalten, verändern und entwickeln und schlussendlich welche Konsequenzen dies für die unmittelbar Betroffenen hat. Ob es sich bei Flucht um ein Schicksal handelt, ist demnach nur interessant, wenn wir hinterfragen wollen, wann dieser Terminus von welchen AkteurInnen in welchem Zusammenhang verwendet wird und welche Interessen zur Gestaltung des Flüchtlingsgeschehens hierbei dahinter stehen.

Kommen wir zurück auf die zwei zuvor beschriebenen dominierenden und sich widersprechenden Diskursnarrative, welche Flüchtlinge entweder als Schicksalsopfer oder als Bedrohung darstellen: Jeder dieser zwei Diskurse bedient jeweils die Interessen von unterschiedlichen AkteurInnen. Die AkteurInnen selbst reproduzierten dabei Darstellungen von Flüchtlingen mit spezifischen Attributen um ihre jeweilige Interessen – sei es für die Erweiterung der Unterstützungsmöglichkeiten für Flüchtlingen oder die

Erweiterung der politischen oder ökonomischen Möglichkeiten von Nicht-Flüchtlingen – zu mobilisieren.

Dennoch bleiben hierbei zwei Fragen offen: (1) Warum ist es überhaupt relevant, ob Flucht schicksalhaft ist oder nicht? Im Sinne einer kritischen Migrationsforschung sollte das Recht auf Schutz vor Verfolgung und die Bedürfnisse der Betroffenen im Vordergrund stehen, unabhängig von ihrem bisherigen Leidensweg oder ihrem sozialen, ethnischen, religiösen oder kulturellen Hintergrund. (2) Offen bleibt außerdem die Frage, wessen Interessen die Ausprägung des Flüchtlingsregimes Europas am stärksten beeinflussen und welche Dynamiken sich daraus ergeben werden. Dies wird kein schicksalhafter, vorherbestimmter Weg sein, sondern ein Resultat eines harten Ausverhandlungsprozesses. Nachdem dessen Ausgang ungewiss ist und keiner Vorherbestimmung unterliegt, sind wir alle dazu aufgefordert, einen Beitrag zu leisten, dass menschenrechtliche und humanitäre Grundsätze und die Interessen der Schwächsten dieser Welt in diesem Prozess repräsentiert werden und dominieren. Die Beiträge, welche hierfür geleistet werden können, sind vielfältig und können zum Beispiel freiwilliges Engagement für Flüchtlinge auf lokaler Ebene, Bildungs- und Sensibilisierungsarbeit, politisches Engagement, wissenschaftliche Forschung und Publikationstätigkeiten umfassen. Jede und jeder Einzelne kann einen Beitrag leisten, je nach individuellen Fähigkeiten und Talenten. Die Basis für den Einsatz sollte aber eine kritische Perspektive darstellen, um eine differenzierte Reflexion der aktuellen Debatten zu Flucht und Asyl einnehmen und Interessen hinterfragen zu können. Es gilt sich nicht mit Vereinfachungen zufrieden zu geben oder in einfachen Viktimisierungsnarrativen zu verharren, sondern stattdessen sich ständig intellektuell zu fordern, Populismen zu dekonstruieren, um ihre gewaltsame Wirkungskraft einzudämmen und die Handlungsfähigkeit von Betroffenen von Flucht anzuerkennen und zu stärken.

PETRA WLASAK

ABSCHLUSS DIPLOMSTUDIUM POLITIKWISSENSCHAFT (MAG. UNI WIEN), JOINT DEGREE GENDER STUDIES (MA UNI GRAZ UND RUHR-UNI-BOCHUM) UND EUROPEAN PROJECT AND PUBLIC MANAGEMENT (MSc FH JOANNEUM GRAZ)

PETRA WLASAK WAR MEHRERE JAHRE IN DER FLÜCHTLINGSARBEIT BEI DER CARITAS GRAZ TÄTIG UND IST SEIT 2014 UNIVERSITÄTSASSISTENTIN AM RCE GRAZ-STYRIA, DEM REGIONALEN ZENTRUM FÜR BILDUNG FÜR NACHHALTIGE ENTWICKLUNG AN DER KARL-FRANZENS-UNIVERSITÄT GRAZ.

PRO SCIENTIA GEFÖRDERT SEIT 2016.

¹ Als Ergänzung sei hier angemerkt, dass Deutschland mit einer Bevölkerung von 81,1 Millionen Menschen (Stand 2014) im Jahr 2015 476.649 Asylanträgen registrierte (BMI Deutschland 2016).

Literatur

- Ambos Michaela (2016): Das Schicksal der Frauen auf der Flucht, in: Woman Online vom 09.03.2016, Wien. URL: <http://www.woman.at/a/schicksal-frauen-flucht> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Amnesty International (Hg.) (2016): Syria's refugee crisis in numbers, London. URL: <https://www.amnesty.org/en/latest/news/2016/02/syrias-refugee-crisis-in-numbers/> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Atac Ilker, Rosenberger Sieglinde (2013): Inklusion/Exklusion – ein relationales Konzept der Migrationsforschung, in: *ibid.* (Hg.): Politik der Inklusion und Exklusion, Wien, S. 35-52.
- BMI Deutschland (Hg.) (2016): 2015: Mehr Asylanträge in Deutschland als jemals zuvor, Berlin. URL: <http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Pressemitteilungen/DE/2016/01/asylantraege-dezember-2015.html> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- BMI Österreich (Hg.) (2016): Asyl Jahresstatistik 2015, Wien. URL: http://www.bmi.gv.at/cms/BMI_Asywesen/statistik/files/Asyl_Jahresstatistik_2015.pdf (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Brockhaus (Hg.) (2012): Enzyklopädie Online, München. URL: <https://kfug-ub.brockhaus.de/> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Chronologie, Wien, URL: <http://wien.orf.at/news/stories/2572156/> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- derstandard.at (Hg.) (2015): Feindbild A1: Hetze mit Lügen über Gratis-Smartphones für Flüchtlinge, Wien. URL: <http://derstandard.at/2000021718828/Feindbild-A1-Hetze-mit-Luegen-ueber-Gratis-Smartphones-fuer-Fluechtlinge> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- DiePresse.com (Hg.) (2016a): "Nur noch zehn Prozent echte Flüchtlinge", Wien. URL: <http://diepresse.com/home/politik/aussenpolitik/4939322/Nur-noch-zehn-Prozent-echte-Fluechtlinge> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- DiePresse.com (Hg.) (2016b): Flüchtlinge: FPÖ protestiert gegen "Massenquartiere", Wien, URL: http://diepresse.com/home/politik/innenpolitik/4932544/Fluechtlinge_FPO-protestiert-gegen-Massenquartiere- (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Eurostat (Hg.) (2016): Asylum quarterly report, Brussels. URL: http://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php/Asylum_quarterly_report (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Henke Roland W. (2003): Schicksal, in: UTB-Online-Wörterbuch Philosophie, Stuttgart. URL: http://www.philosophiewoerterbuch.de/online-woerterbuch/?tx_gbw_bphilosophie_main%5Bentry%5D=795&tx_gbw_bphilosophie_main%5Baction%5D=show&tx_gbw_bphilosophie_main%5Bcontroller%5D=Lexicon&cHash=6d642ebeae028df08ea5c0c490ba269b (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Hess Sabine, Kasperek Bernd, Schwertl Maria, Sontowski Simon (2015): Europäisches Grenzregime. Einleitung zur ersten Ausgabe, in: *movements. Journal für kritische Migrations- und Grenzregiemeforschung* 1,1, Göttingen. URL: <http://movements-journal.org/issues/01.grenzregime/02.einleitung.html> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Hillmann Felicitas (2016): Migration. Eine Einführung aus sozialgeographischer Perspektive, Stuttgart.
- Kleine Zeitung (Hg.) (2015): Die Dankbarkeit der Flüchtlinge, Graz, URL: http://www.kleinezeitung.at/politik/aussenpolitik/4818233/Rotes-Kreuz_Die-Dankbarkeit-der-Fluechtlinge (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Kleinjung Tilmann (2016): Erneute Tragödie im Mittelmeer. Hunderte Flüchtlinge ertrunken?, in: *Tagesschau* vom 18.04.2016, Hamburg. URL: <https://www.tagesschau.de/ausland/fluechtlinge-italien-mittelmeer-101.html> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Kurier.at (Hg.) (2015): Mikl-Leitner und Kurz laden zum Flüchtlingsstopp, Wien. URL: <http://kurier.at/politik/ausland/balkankonferenz-in-wien-mikl-leitner-und-kurz-laden-zum-fluechtlingsstopp/183.105.093> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Lorey Isabell (2012): Postkoloniale politische Theorie, in: Kreisky Eva, Löffler Marion, Spitaler Georg (Hg.): *Theoriearbeit in der Politikwissenschaft*, Wien.
- Mecheril Paul, Thomas-Olalde Oscar, Melter Claus, Arens Susanne, Romaner Elisabeth (2013): Migrationsforschung als Kritik? Erkundung eines epistemischen Anliegens in 57 Schritten, in: *ibid.* (Hg.): *Migrationsforschung als Kritik? Spielräume kritischer Migrationsforschung*, Wiesbaden, S. 7-58.
- Melter Claus, Romaner Elisabeth (2013): Einleitend, in: Mecheril Paul, Thomas-Olalde Oscar, Melter Claus, Arens Susanne, Romaner Elisabeth (Hg.): *Migrationsforschung als Kritik? Spielräume kritischer Migrationsforschung*, Wiesbaden, S. 59-61.
- Neufeldt Tanya (2016): "Die Dankbarkeit, die uns entgegenfliegt, beschämt mich", in: BRIGITTE.de, Hamburg. URL: <http://www.brigitte.de/familie/mitfuehlen/fluechtlinge-aufnehmen---die-dankbarkeit--die-uns-entgegenfliegt--beschaemt-mich--10214116.html> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Neugschwendtner Thomas, Peyrl Johannes, Schmaus Christian (2015): *Fremdenrecht. Asyl - Ausländerbeschäftigung - Einbürgerung - Einwanderung - Verwaltungsverfahren*, 5. aktualisierte Auflage, Wien.
- Nuscheler Franz (1995): *Internationale Migration. Flucht und Asyl*, Opladen.
- ORF Wien (Hg.) (2012): *Votivkirchen-Flüchtlinge: Eine Chronologie*, Wien. URL: <http://wien.orf.at/news/stories/2572156/> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Petersmann Sandra (2016): Flucht in den Tod. Das Schicksal junger Afghanen, in: *Deutschlandfunk Online* vom 13.04.2016, Köln. URL: http://www.deutschlandfunk.de/das-schicksal-junger-afghanen-flucht-in-den-tod.1773.de.html?dram:article_id=351147 (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Schmidt Michael (2014): Terroristen sickern in Westeuropa ein, in: *Der Tagesspiegel* vom 05.10.2014, Berlin. URL: <http://www.tagesspiegel.de/politik/kampf-gegen-is-terroristen-sickern-inwesteuropa-ein/10795750.html> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Spiegel Online (Hg.) (2016): Berichte über Flüchtlingstragödie: Hunderte Menschen sollen im Mittelmeer ertrunken sein, Hamburg. URL: <http://www.spiegel.de/politik/ausland/mittelmeer-hunderte-fluechtlinge-ertrunken-a-1087793.html> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Statistik Austria (Hg.) (2016): *Bevölkerung Österreich 2015*, Wien. URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/index.html (zuletzt geprüft am 27.07.2016).
- Stein Dieter (2015): Das Schicksal einer Familie. In: *Junge Freiheit. Wochenzeitung für Debatte* vom 19.03.2015, Berlin. URL: <https://jungefreiheit.de/debatte/streiflicht/2015/das-schicksal-einer-familie/> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).

Treibel Annette (2011): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. 5. Auflage, Weinheim, München.

Tsianos Vassilis (2010): Zur Genealogie und Praxis des Migrationsregimes, in: BILDPUNKT. Zeitschrift der IG Bildenden Kunst, Wien. URL: <http://www.igbildendekunst.at/bildpunkt/2010/regimestoerungen/tsianos.htm> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).

UNHCR (Hg.) (2014): UNHCR Projected Global Resettlements Needs, Genf. URL: <http://www.unhcr.org/protection/resettlement/543408c4fda/unhcr-projected-global-resettlement-needs-2015.html> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).

UNHCR (Hg.) (2011): UNHCR Resettlement Handbook, Genf. URL: <http://www.unhcr.org/46f7c0ee2.html> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).

UNHCR (Hg.) (2016): Global Trends. Forced Displacement in 2015, Genf. URL: http://www.unhcr.at/uploads/tx_n4mteaserobjects/Global_Report_2015.pdf (zuletzt geprüft am 27.07.2016).

UNHCR Österreich (Hg.) (2016): Flucht und Vertreibung 2015 drastisch gestiegen, Wien. URL: <http://www.unhcr.at/print/home/artikel/c3eb0c201ae64548631a68f32483be82/flucht-und-vertreibung-2015-drastisch-gestiegen-1.html> (zuletzt geprüft am 27.07.2016).

Wiener Zeitung (Hg.) (2015): "Das Boot ist voll", Wien. URL: http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/europa/europastaaten/759347_Das-Boot-ist-voll.html (zuletzt geprüft am 27.07.2016).

Wlasak Petra (2014): Flucht als Chance? Verändernde Geschlechterrollen alleinstehender, alleinerziehender tschetschenischer Frauen mit anerkanntem Asylstatus in Graz, in: Biffl Gudrun, Rössl Lydia (Hg.): Migration & Integration. Dialog zwischen Politik, Wissenschaft und Praxis, Müllheim an der Ruhr, S. 227-236.

Wlasak Petra (2009): Zur Integration von AsylwerberInnen in der Steiermark. Lebenssituation und Handlungsmöglichkeiten, Saarbrücken.

Christoph Mayerhofer, Innsbruck

Ein geglücktes Leben – Zufall oder Selbstbestimmung?

„Ich bin überzeugt, dass der Sinn des Lebens darin besteht, glücklich zu sein. Vom Moment seiner Geburt an sehnt sich jedes menschliche Wesen danach, glücklich zu sein und Leiden zu vermeiden. Weder gesellschaftliche Normen noch Erziehung oder eine Ideologie können diesen Wunsch zerstören. In unserem tiefsten Inneren sehnen wir uns schlicht nach Zufriedenheit. Ich weiß nicht, ob das Universum mit seinen unzähligen Galaxien, Sternen und Planeten irgendeinen besonderen Zweck erfüllt, aber zumindest eines ist klar: wir Menschen, die wir auf dieser Erde leben, sind vor die Aufgabe gestellt, auf glückliche Weise zu leben. Darum ist es wichtig, herauszufinden, was uns wirklich glücklich macht.“ (Gyatsho, 2008)

Diese Worte des 14. Dalai Lama geben einen Anreiz dazu sich eben diese Frage selbst zu stellen. Dabei wurde die Frage ‚Was Menschen glücklich macht‘ bereits in der antiken Philosophie diskutiert. Aristoteles selbst beschrieb damals Glück als das höchste Gut des Menschen, welches nur dadurch erlangt werden könne, dass der Mensch seiner eigentlichen Aufgabe gerecht wird und ein tugendhaftes Leben gemäß seiner Fähigkeiten lebt. Diese positive Darstellung eines erstrebenswerten Glücks steht im Gegensatz zu vielen darauf folgenden Glücksbegriffen. Epikur beispielsweise beschrieb Glück als das Freisein von Schmerzen und Leidenschaften. Auch die Stoiker sahen Glück als einen Naturzustand an, welcher von menschlichen Affekten und Wünschen abgedrängt wird. Lange Zeit bedeutete glücklich zu sein also ‚Unglück zu vermeiden‘. Im Mittelalter wurde der Glücksbegriff vor allem durch die christliche Lehre geprägt, wobei wahres Glück hier meist nur im himmlischen und nicht im irdischen Leben erreicht werden konnte. Mit der Aufklärung wurde der Glücksbegriff wiederum irdischer, aber auch zunehmend politischer. So machte Immanuel Kant Glück zur Pflicht eines jeden Menschen, da nur durch sittliches moralisches Handeln Glück erreicht werden könne. John Stuart Mill und Jeremy Bentham erklärten Glück gar zum moralischen Staatsziel und verlangten nach dem utilitaristischen Gedanken Handlungen danach auszurichten, dass sie zum größten Glück und geringsten Leiden für eine möglichst große Anzahl an Menschen führen sollten (Wikipedia, 2016).

In der Moderne entwickelte sich zunehmend wieder eine optimistischere und individualistischere Sichtweise auf das Glück. So etablierte sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts erstmals der Forschungszweig der ‚positiven Psychologie‘, welcher nun Aspekte wie Achtsamkeit, Kreativität, Emotionen und Lebenszufriedenheit in den Vordergrund stellte (Kreichgrauer, 2016). Eine ähnliche Entwicklung zeigt sich auch in der Medizin, wo die Weltgesundheitsorganisation in ihrem Gründungsjahr 1946 Gesundheit als ein „Zustand [des] vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen

Wohlergehens“ definierte und „nicht allein [als] das Fehlen von Krankheit und Gebrechen“ (WHO, 1946).

Zwar wurden zwischen 1987 und 2000 in den ‚Psychological Abstracts‘ nach Suchbegriffen noch immer ca. 130.000 Artikel zu den Themen Depression und Angst veröffentlicht – im Gegensatz zu 9000 Artikeln über die Themen Lebenszufriedenheit, Glück und Freude (Myers, 2000) – doch alsbald entwickelten sich erste Institute, welche sich der interdisziplinären Glücksforschung verschrieben. Deren Erkenntnisse sollen nun hier als Grundlage dienen, um sich die Frage nach dem durch Zufall oder durch Selbstbestimmung entstandenen Glück zu stellen.

Um über ‚Glück‘ sprechen zu können brauchen wir zuerst eine einheitliche Definition dieses Begriffes, welcher laut Kreichgrauer (2016) im deutschen Sprachgebrauch gleich drei Verwendungen hat:

- ‚Zufallsglück‘ (englisch: **luck**) bedeutet Glück haben bzw. durch einen Zufall begünstigt zu sein
- ‚Wohlfühlglück‘ (englisch: **pleasure**) bedeutet Glück empfinden, also jenes Gefühl zu verspüren, welches in einem kurzzeitigen Moment der Zufriedenheit erlebt wird
- ‚dauerhaftes Glück‘ (englisch: **happiness**) bedeutet ein lang anhaltende Zufriedenheit im Sinne des Glücklichseins zu empfinden

Im Folgenden wollen wir unser ‚geglücktes Leben‘ vor allem am Begriff des sogenannten ‚**Chronic Happiness Level**‘ orientieren. Dieser wird in der Literatur als das Zusammenwirken von hoher allgemeiner Lebenszufriedenheit („happiness“) mit häufigen positiven und seltenen negativen Affekten („pleasure“) definiert.

Um nun erklären zu können, ob dieses ‚Chronic Happiness Level‘ ein Produkt des Zufalls ist, müssen wir uns fragen: ‚Welche Determinanten bestimmen denn unsere Chronic Happiness?‘ oder etwas plakativer ausgedrückt ‚Gibt es Möglichkeiten seinen Glückspegel selbst in die Hand zu nehmen?‘

Bei der Bearbeitung dieser Fragen stößt man bei Lyubomirsky (2005) auf drei große Faktorengruppen mit jeweils unterschiedlichem Einflussanteil: Set Point, Circumstances und Intentional Activities.

Set Point (50% Einfluss)

Unter diesen Begriff fallen persönliche Charaktereigenschaften wie beispielsweise Affektivität, Temperament oder auch neurochemische Stoffwechselprozesse, welche in ihrer Ausprägung durch eine bestimmte neurobiologische Grundkonstitution festgelegt sind. Diese Merkmale zeigen nur minimale Veränderungen über die Lebenszeit auf und basieren auf der genetischen Ausstattung eines Menschen. Per

Definitonem eignen sie sich daher nicht als praktisches Einflussmittel für unser Chronic Happiness Level und sind ein Zufallsprodukt, welches wir unseren Eltern verdanken.

Circumstances (10% Einfluss)

Hierunter fallen geographische, kulturelle und demographische Lebensumstände, sowie der persönliche Lebensstatus, welcher sich im Arbeitsverhältnis, Gesundheitszustand, Beziehungsstatus, Einkommenslevel, etc. widerspiegelt. Auch die persönliche Lebensgeschichte wird zu den Lebensumständen gezählt – dazu gehören beispielsweise frühkindliche Entwicklungsfaktoren oder einschneidende Lebensereignisse. Nun mag es verwunderlich erscheinen, dass all diese Faktoren gemeinsam ‚nur‘ für 10% des Gesamteinflusses unseres Chronic Happiness Level aufkommen sollen.

Erklären lässt sich dies vor allem durch den Mechanismus der ‚hedonischen Adaptation‘. Hierbei kommt es bei konstanter oder sich wiederholender Stimulierung zu einem Gewöhnungseffekt, welcher sowohl auf sensorischer, physiologischer als auch emotionaler Ebene stattfindet. Lebensumstände und Lebensstatus sind zwar per se veränderbar, allerdings bleiben sie eben doch über lange Zeitstrecken konstant. Viele Studien zeigen daher, dass Ereignisse wie ein Lottogewinn, eine Scheidung oder gar eine Querschnittslähmung zwar einen starken Einfluss auf die aktuelle Lebenssituation des Betroffenen besitzen – nach kurzer Zeit jedoch nähern sich fast alle Probanden wieder ihrem ursprünglichen Level an Wohlbefinden an.

Einen weiteren Erklärungsansatz liefert die ‚Aspiration Theorie‘, welche besagt, dass Menschen ihre Lebenszufriedenheit anhand relativer und nicht absoluter Kriterien ausrichten. Der Benefit, der aus objektivem finanziellem Wohlstand gezogen wird, wird also nicht durch die absolute Höhe des Besitzes bestimmt, sondern durch die Differenz zwischen dem Ist-Zustand und der Erwartung des Betroffenen. Als Beispiel sei hier das Easterlin Paradoxon erwähnt, welches den Umstand beschreibt, dass trotz stark angestiegenem Pro-Kopf Einkommen in den westlichen Nationen in den letzten Jahrzehnten die subjektive Lebenszufriedenheit der Bevölkerung stagniert (Grimm, 2006).

Zusammenfassend kann also gesagt werden, dass das Verändern von Lebensumständen nur zu einer kurzfristigen Änderung des Wohlbefindens führt. Durch Adaptation und Aspiration sind die langfristigen Effekte als eher gering einzustufen.

Dies mag in jenen Fällen abweichen, in denen basale Bedürfnisse wie Nahrungsbeschaffung, Unterkunft oder persönliche Sicherheit im Vordergrund stehen. Durch deren Befriedigung scheint das Wohlbefinden auch längerfristig anzusteigen, jedoch wird angenommen, dass durch das Erfüllen dieser Bedürfnisse maximal das Set Point Level an Glück erreicht werden kann.

Intentional Activities (40% Einfluss)

Diese letzte Gruppe der Intentional Activities umfasst all jene Verhaltensweisen und Gedankengänge, welche von Menschen in **bewusster** Entscheidung **aktiv** begangen werden– im Gegensatz dazu können „Circumstances“, zwar auch bewusst verändert werden; sie wiederfahren dem Betroffenen jedoch

passiv.

Hierbei lassen sich grob drei Gruppen von Aktivitäten unterscheiden:

- Verhaltensmaßnahmen (wie regelmäßige körperliche Betätigung, etc.)
- Kognitive Maßnahmen (wie das Reframing¹ von erlebten Situationen, etc.)
- Willensbezogene Maßnahmen (wie das Anstreben moralischer Prinzipien, etc.)

Das Ganze soll beispielhaft anhand einer Studie veranschaulicht werden, welche willensbezogene Maßnahmen bei einer Gruppe von Psychologie Studierenden untersuchte (Sheldon, 2002). Dabei wurden die Studierenden gebeten sich über ein Studiensemester sechs persönliche Ziele zu setzen. Anschließend wurden die Teilnehmer einer ‚Ziel-Wahrnehmungs‘-Schulung unterzogen, welche ihnen helfen sollte ihre Ziele nochmals zu reflektieren und zu adaptieren. Des Weiteren wurden den Studierenden Strategien gezeigt, welche ihnen mittels positivem Reframing helfen sollten ihre Ziele entsprechend umzusetzen und einen emotional positiven Nutzen daraus zu ziehen. Schlagwörter dieser Strategien lauteten: Own the goal, Make it fun, Remember the big picture, Keep a balance. Am Ende des Beobachtungszeitraums konnte gezeigt werden, dass ein Fortschreiten der Zielerfüllung mit einem Anstieg des subjektiven Wohlbefindens einherging. Dabei profitierten vor allem jene Studierenden, welche sogenannte selbst-konkordante Ziele gewählt hatten – also Ziele, die nach eigener Definition ‚zu ihnen selbst‘ passten. Das ganze Experiment stellte also einen proaktiven Prozess zur Steigerung des eigenen Wohlbefindens dar.

Doch wie sieht es mit der Beständigkeit dieses Effektes aus? Durch weitere Befragungen zu späteren Zeitpunkten zeigte sich, dass jene Studierenden, welche ihre aktive Zielsetzung beibehielten und weiterhin persönliche Erfolge verbuchten, ihr erhöhtes Niveau an Wohlbefinden beibehalten konnten. Es scheint also tatsächlich möglich zu sein, sein Wohlbefinden durch proaktive Maßnahmen auch über einen längeren Zeitraum zu verbessern.

Zwar zeigt sich auch bei den Intentional Activities ein gewisser Adaptionsmechanismus, jedoch scheint dieser Effekt hier deutlich schwächer ausgeprägt zu sein als in der Gruppe der Circumstances. Hierfür gibt es verschiedene Erklärungsansätze. Ein Hauptargument besagt, dass Intentional Activities im Gegensatz zu Circumstances eine deutlich größere Varianz bezüglich ihrer zeitlichen Wirkung und ihrer Ausführungsart besitzen. So wirken Intentional Activities oft repetitiv in zeitlich unregelmäßigen Abständen und lassen sich in ihrer Ausübung leicht variieren. Das Aufsuchen neuer Ziele in unserer Studierendengruppe, welche ihren Effekt dann jeweils für einen unbestimmten Zeitrahmen ausüben, wäre ein Beispiel dafür. Ein weiteres Argument besagt, dass mittels bestimmter kognitiver Methoden (beispielsweise durch das Innehalten und bewusste Auskosten eines Momentes) der Adaptation aktiv entgegen gewirkt werden kann.

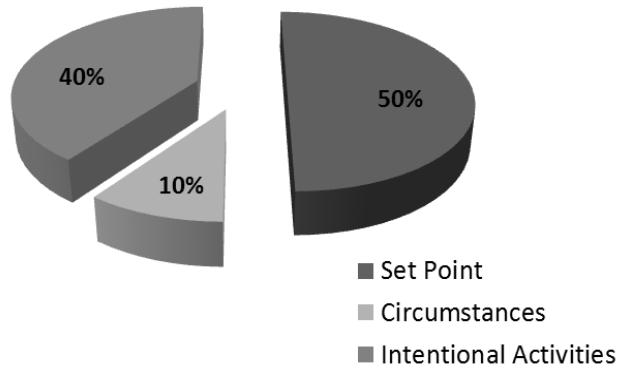


Abbildung 1: Prozentuelle Darstellung der Einflussgrößen auf das Chronic Happiness Level (adaptiert von Lyubomirsky, 2005)

Zusammenfassend scheint das persönliche Glück also sowohl durch die zufällige persönliche Ausgangslage, als auch durch selbsterwähltes Handeln bestimmt zu sein. Doch nutzen wir hier unser Einflusspotential?

Aufgrund der Schnelllebigkeit unserer Gesellschaft, stellen wir uns meist zu selten die Frage: ‚Lebe ich mein Leben so wie ich es möchte?‘. Es bleibt wenig Zeit zur Reflexion. Immerhin steht die nächste Prüfung an, das nächste Projekt, der Wochenendausflug mit Freunden und die dreieinhalb Hobbies, die auf ihre Ausübung warten. ‚Je mehr desto besser‘ – diese gesellschaftliche Leistungsphilosophie ist Teil unseres Alltags geworden. Die Anzahl an Beschäftigungsmöglichkeiten im 21. Jahrhundert ist mannigfaltig; genauso groß ist jedoch auch die Gefahr sich in einer ‚automatisierten Alltagsroutine‘ zu verlieren. In dieser folgt man einem Tagesplan aus selbsternannten Aufgaben, Pflichten und Termine ohne oft nach dem zugrundeliegenden ‚Warum‘ seiner Handlungen zu fragen. In vielen Fällen hält dieser Zustand solange an bis gewisse Schicksalsereignisse eintreten oder die Zeit selbst soweit fortgeschritten ist, dass man auf den Großteil seines Lebens schon zurückblickt. Und dann kommen plötzlich Fragen und Zweifel.

Moritz Schlick, ein deutscher Wegbereiter der analytischen Philosophie, gibt dazu folgenden Gedankenanstoß: „Versetzt dich in das Gewühl einer hastigen Straße der Großstadt und denke dir, du hieltest die Vorüberströmenden einen nach dem anderen an und riefest ihnen zu: "Wohin so eilig? Was hast du wichtiges vor?" Und hättest du das nächste Ziel erfahren, so fragest du weiter nach dem Zweck dieses Zieles und weiter nach dem Zweck des Zweckes - du würdest fast immer schon nach wenigen Gliedern der Reihe auf den Zweck stoßen: Erhaltung des Lebens, Broterwerb. Und warum denn das Leben erhalten? Auf diese Frage könntest du aus den erhaltenen Auskünften selten eine verständliche Antwort herauslesen.“ (Schlick, 2008)

‚Warum das Leben erhalten?‘ – sich diese Sinnfrage zu stellen ist einer der wichtigsten Schritte um sein Leben auf Dauer positiv zu gestalten. Denn stellt man diese Frage Menschen, welche am Ende ihres Lebens angelangt sind, so kommen teils überraschende Aussagen zu Tage. Aus der Palliativpflege kennen wir 5 Dinge, welche Menschen am Lebensende oft reuevoll beschreiben:

1. "Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, mir selbst treu zu bleiben."
2. "Ich wünschte, ich hätte nicht so viel gearbeitet."
3. "Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen."
4. "Ich wünschte mir, ich hätte den Kontakt zu meinen Freunden gehalten."
5. „Ich wünschte, ich hätte mir mehr Freude gegönnt.“

(Ware, 2015)

Diese Aussagen zeigen nochmals, dass bewusste Entscheidungen und Handlungen bedeutend mehr zum persönlichen Lebensglück beitragen als äußere Lebensumstände. Wenn es uns gelingt diese Erkenntnis in unser alltägliches Bewusstsein aufzunehmen, wird sich unsere Weltanschauung in vielen Bereichen relativieren. In einer Zeit des materiellen Überflusses, mag dies vielleicht ein entscheidender Faktor sein, um unsere Gesellschaft und das Leben des Einzelnen auf Dauer positiv zu beeinflussen. Es sei daher jeder eingeladen, seinen eigenen Lebensweg regelmäßig zu reflektieren, zu hinterfragen und aktiv zu gestalten. Denn eines Tages werden sich viele von uns die Frage stellen, ob sie ihr Leben noch einmal so leben würden. Und wer will diese Antwort schon dem Zufall überlassen ...

„Es ist nicht wenig Zeit, die wir haben, sondern es ist die viele Zeit, die wir nicht nutzen.“

Seneca aus ‚De brevitae vitae‘ (Kapitel 1, 3)

CHRISTOPH MAYERHOFER

STUDIERT IN INNSBRUCK HUMANMEDIZIN IM 12. SEMESTER UND STELLT SICH OFT DIE FRAGE, WARUM TROTZ MODERNSTER TECHNOLOGIEN UND THERAPIEMÖGLICHKEITEN VIELE MENSCHEN IMMER WENIGER IN DIE SCHULMEDIZIN VERTRAUEN. ALS EINEN DER GRÜNDE UND PERSÖNLICHES EINFLUSSELEMENT ENTDECKTE ER DABEI DIE ARZT-PATIENTEN KOMMUNIKATION, IN WELCHER ER VERSUCHTE SICH DURCH PRAKTISCHE ERFAHRUNGEN UND SCHULUNGEN WEITER ZU ENTWICKELN. ÜBER IDEEN AUS DER PSYCHOLOGIE, PHILOSOPHIE UND PSYCHOTHERAPIE STIESS ER DABEI AUCH AUF DAS THEMA GLÜCKSFORSCHUNG. IM NÄCHSTEN JAHR MÖCHTE ER SICH EINEM ‚STUDIUM GENERALE‘ WIDMEN, UM DIE VIER GENANNTEN WISSENSCHAFTSFELDER TIEFER ZU ERGRÜNDEN. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTER SEIT 2015.

- 1 Reframing beschreibt eine Technik, bei der versucht wird, den Sinn oder die Bedeutung einer Situation in einen neuen positiveren Kontext zu setzen – beispielsweise durch das Umdeuten einer passiven Opferrolle („Die Angst überkommt mich“) in eine aktive Handlungsrolle („Ich stelle mich dem unangenehmen Gefühl der Angst“).

Literatur

Grimm, Jordis. Ergebnisse der Glücksforschung als Leitfaden für politisches Handeln?. Internationales Institut für Management, 2006.

Gyatsho, Tendzin. Der Sinn des Lebens. Freiburg: Herder Verlag, 2008:14.

Klein, Stefan. Die Glücksformel. Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 2014.

Kreichgrauer, Karl. Glücksarchiv. Zugriff am 20 Juli 2016. <<http://www.gluecksarchiv.de/index.htm>>.

Lyubomirsky, Sonja et al. "Pursuing happiness: The architecture of sustainable change." *Review of general psychology* 9.2 (2005): 111.

Myers, David. "The funds, friends, and faith of happy people." *American psychologist* 55.1 (2000): 56.

Schlick, Moritz. Die Wiener Zeit: Aufsätze, Beiträge, Rezensionen 1926–1936. Volume 6. Wien: Springer Verlag, 2008:89-125.

Sheldon Kennon et al. "Personal goals and psychological growth: Testing an intervention to enhance goal attainment and personality integration." *Journal of Personality* 70.1 (2002): 5-31.

Sheldon, Kennon et al. "Achieving sustainable gains in happiness: Change your actions, not your circumstances." *Journal of Happiness Studies* 7.1 (2006): 55-86.

Ware, Bronnie. 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen. München: Wilhelm Goldmann Verlag, 2015.

WHO. Verfassung der Weltgesundheitsorganisation. 22 Juli 1946. Zugriff am 15 Juli 2016. <<https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19460131/201405080000/0.810.1.pdf>>.

Wikipedia Die freie Enzyklopädie. Philosophie des Glücks. 22 Juni 2016. Zugriff am 12 Juli 2016. <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Philosophie_des_Gl%C3%BCcks&oldid=155527913>.

Abbildung 1 wurde adaptiert von Lyubomirsky, Sonja et al. "Pursuing happiness: The architecture of sustainable change." *Review of general psychology* 9.2 (2005): 111.

Katharina Posch, Wien

Die systematische Zufälligkeit des Bildungserfolgs

1. Einleitung

Dass Bildung wichtig ist, steht für viele Personen außer Frage. Bildung ist nicht nur Grundlage eines selbstbestimmten Lebens sondern auch Ressource des individuellen Wohlstands.¹ Gerade in modernen Gesellschaften bestimmen Bildungsabschlüsse und –titel die spätere Lebens- und Einkommenssituation wesentlich mit: je höher der Bildungsabschluss, desto besser sind die Aussichten am Arbeitsmarkt, desto höher ist das durchschnittliche Einkommen und desto höher sind im Durchschnitt Gesundheitsbefinden und Lebenserwartung, wie eine aktuelle Studie des AMS Wien zusammenfasst (Landauer 2016). In einer Gesellschaft, die für sich den Anspruch erhebt, gerecht zu sein, sollte demgemäß die ‚Ressource Bildung‘ gerecht verteilt sein. ‚Bildungsgerechtigkeit‘ umfasst dabei viele unterschiedliche Forderungen, unter anderem auch das Ideal eines chancengleichen, meritokratischen Bildungssystems, in dem der Bildungserfolg vor allem eine Frage der Fähigkeiten und der Leistung ist, d.h. „equity of access or equality of opportunity“² (Lassnig, et al. 2007: 379).

Nichtsdestoweniger ist einer der zentralen Befunde der Forschung über Bildungsungleichheit der signifikante Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Bildungsabschluss: je höher der Bildungsabschluss der Eltern, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder ebenso einen hohen Bildungsabschluss erreichen. Zahlreiche Studien weisen darauf hin, dass der Bildungserfolg weniger durch meritokratische Prinzipien (bzw. - unter der Annahme einer zufälligen Verteilung von individuellen Fähigkeiten in einer Bevölkerung - durch Zufallsprinzipien) bestimmt wird, sondern durch die sogenannte ‚Vererbung von Bildung‘ (auf Ebene der EU: Bohonnek: 2010; für OECD-Länder: OECD 2015a: 98ff; für Österreich: Unger, et al. 2012: 43ff). Manche SozialwissenschaftlerInnen kritisieren an den modernen Bildungssystemen, dass durch die formale Chancengleichheit, also dass offiziell jedes Kind dieselbe Chance auf Bildung hat, die sozialen Unterschiede im Bildungserwerb verschleiert und sogar gerechtfertigt werden (vgl. Bourdieu 2001: 39) – die Verteilung der Bildungserfolge sei also viel mehr systematisch als zufällig.

Im folgenden Text soll ein kurzer Überblick über empirische Evidenzen sowie theoretische Erklärungsansätze zu der Frage nach dem Zusammenhang von sozialer Herkunft und Bildungskarrieren gegeben werden. Als Einstieg dienen aktuelle Zahlen und Indikatoren der Bildungsungleichheit. Aber wie funktioniert die Vererbung von Bildung genau? Eine Antwort darauf versuchen sozialwissenschaftliche Theorien zu finden, wobei im Allgemeinen zwischen zwei Argumentationen differenziert werden kann: einerseits eine eher individualistische Deutung, die Bildungsungleichheit durch eine differentielle,

herkunftsspezifische Bildungsneigung erklärt (d.h. soziale Gruppen unterscheiden sich in ihren Bildungsentscheidungen); und andererseits eine eher konflikttheoretische Deutung, die den Ursprung von Bildungsungleichheit in den Distinktions- und Staterhaltungsprozessen von sozialen Gruppen sieht.

2. Bildungsungleichheit in Österreich

Seit Bildungsungleichheit als politisches Problem und als wissenschaftlicher Forschungsgegenstand in den 1960ern ‚entdeckt‘ worden ist (vgl. Kristen 1999: 5, Lassnig, et al. 2007: 373) wurden statistische Erhebungs- und Analysemethoden weiterentwickelt und verbessert, so dass heute mehrere Indikatoren zur Messung der sozialen Unterschiede hinsichtlich Bildung vorliegen. Weit verbreitet sind die Messung der Bildungsmobilität, der intergenerationale Bildungsvergleich und der Blick auf die soziale Herkunft der StudienanfängerInnen. Als Hintergrund für die folgenden Zahlen ist der allgemeine Bildungsstand in Österreich wichtig zu wissen:

Bildungsstand der österreichischen Bevölkerung im Alter von 25 bis 64 Jahren, 2013, nach höchster abgeschlossene Ausbildung, in %:							
Pflichtschule / ohne Abschluss	Lehre	BMS	AHS	BHS	Kolleg	Hochschulverw. Lehranstalt	Univ., FH
19,2	35,1	15,3	5,7	8,3	0,7	2,7	13,1
Quelle: STATISTIK AUSTRIA, Bildungsstandregister 2013							

Im OECD-Vergleich fällt auf, dass Österreich einen relativ hohen Anteil an Personen mit Sekundarabschlüssen hat, während der Anteil der Personen mit maximal Pflichtschule bzw. der Anteil der Personen mit Tertiärabschlüssen relativ gering ist (OECD 2015a: 50). Ausgeprägt ist vor allem die berufliche Bildung: die Mehrheit der SchülerInnen in der Sekundarstufe II, nämlich 70%, macht eine berufsbildende Ausbildung (der OECD-Durchschnitt liegt bei 46%) (ebd.: 406).

Bildungsmobilität

Für den internationalen Vergleich verwendet die OECD den Indikator der Bildungsmobilität, d.h. der Anteil der Personen, die einen höheren Bildungsabschluss als ihre Eltern haben, an einer bestimmten Altersgruppe. Im OECD-Vergleich 2015 weist Österreich eine besonders niedrige Bildungsmobilität auf: 21% der 25- bis 34-Jährigen, die sich nicht in Ausbildung befinden,

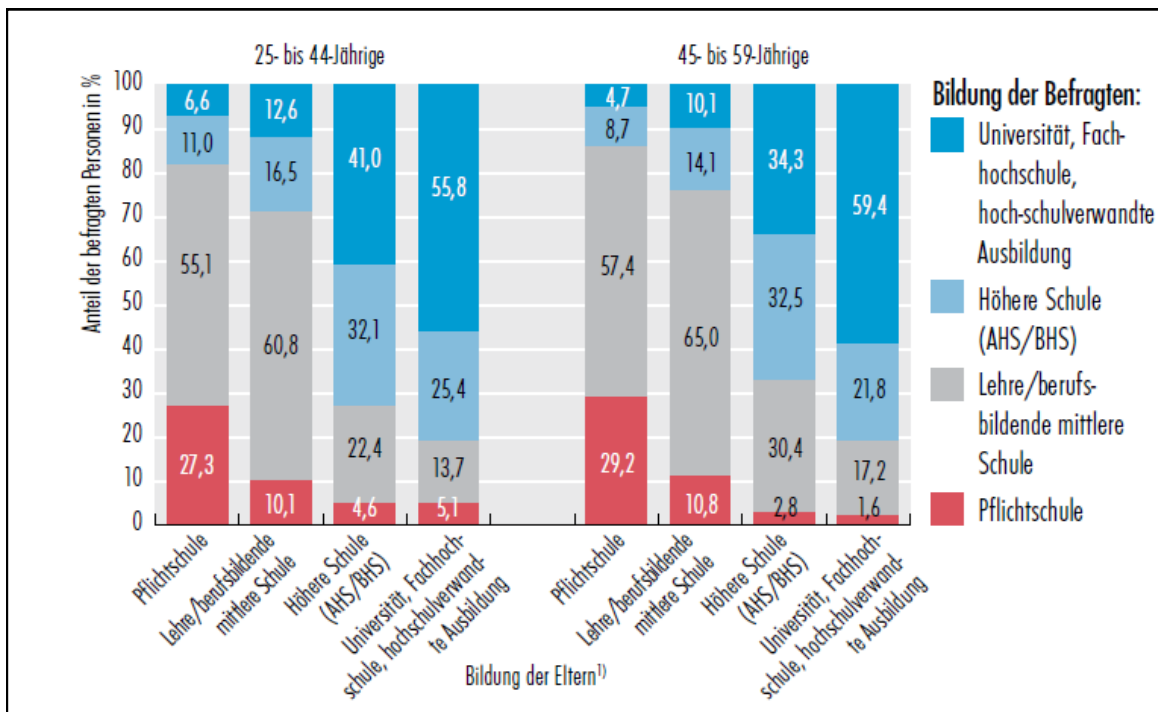
haben einen höheren Bildungsabschluss als die eigenen Eltern; der OECD-Durchschnitt liegt bei 32% (OECD 2015b: 97). Zu beachten ist, dass sich die OECD-Kennzahl (nur) auf drei Bildungsstufen bezieht: Pflichtschule, Sekundarabschluss und Tertiärabschluss, was sich auf die Höhe der Kennzahl auswirkt. Ebenso ist die gewählte Alterskohorte zu beachten; so lag der Anteil der Aufwärtsmobilität für Österreich im OECD-Vergleich 2014, wo die Altersgruppe der 25- bis 64-Jährigen analysiert worden ist, bei 29% (OECD 2014: 88). In einer Sekundäranalyse der OECD-Daten differenziert die Agenda Austria innerhalb des Sekundarabschlusses zwischen Lehre, BMS, Matura, Meisterabschluss und Abschluss eine Akademie (z.B. Pädagogische Akademie), so dass sie fünf Bildungsstufen berücksichtigt, und berechnet dadurch sogar eine Aufstiegsquote von 45% unter 35- bis 44-Jährigen (Feller 2016: 24). Dieses Beispiel zeigt, dass die Berechnung und der Vergleich von Kennzahlen nie unproblematisch sind. Insbesondere der Vergleich bzw. die Vergleichbar-Machung der vielfältigen und heterogenen nationalen Bildungssysteme bedarf stets eines kritischen Blickes auf die zugrundeliegenden Daten und Berechnungen.

Intergenerationaler Bildungsvergleich

Die ‚Vererbung der Bildung‘ wird gern über den direkten Vergleich von Bildungsstand der Eltern mit dem Bildungsstand der Kinder verdeutlicht (sh. Grafik 1): gemäß der Erwachsenenbildungserhebung 2011/2012 haben 55,8% der 25-

bis 44-Jährigen, die aus einem AkademikerInnenhaushalt kommen, selbst einen solchen Abschluss (Statistik Austria 2015: 94f). Unter den 25- bis 44-Jährigen, deren Eltern maximal einen Pflichtschulabschluss erreicht haben, lag der Anteil an Personen mit tertiären Bildungsabschluss hingegen bei 6,6%. Umgekehrt hatten 27,3% der befragten Personen mit Eltern mit maximal Pflichtschulabschluss selbst als höchsten Bildungsabschluss den Pflichtschulabschluss.

In der Grafik wird zudem ersichtlich, dass sich der Zusammenhang zwischen Bildung der Eltern und Bildung der Befragten (= der Kinder) nur kaum im Zeitverlauf geändert haben dürfte: unter den 45- bis 59-Jährigen zeigt sich ein ähnliches Bild wie unter den 25- bis 44-Jährigen. Jedoch darf man nicht vergessen, dass der Anteil der Personen mit maximal Pflichtschule unter den 45- bis 59-Jährigen wesentlich höher ist als in der jüngeren Generation bzw. umgekehrt der Anteil an Personen mit Tertiärabschluss wesentlich geringer. Die Bildungsexpansion hat zwar zu einem allgemein gestiegenen Bildungsniveau geführt (d.h. mehr Personen mit höheren Abschlüssen), dürfte aber laut dieser Grafik kaum Einfluss auf die Bildungsungleichheit nach sozialer Herkunft gehabt haben (sonst müssten sich die Bildungsverteilungen der zwei Generationen eindeutiger unterscheiden).



Grafik 1: Intergenerationeller Bildungsvergleich

Quelle: Statistik Austria, Erwachsenenbildungserhebung 2011/2012 (AES).

1) Höchste abgeschlossene Ausbildung der Eltern zum Zeitpunkt als die befragte Person 16 Jahre alt war.

Darstellung: Statistik Austria (2015: 95)

Elternbildung der StudienanfängerInnen & Studierenden

Die Elternbildung der Studierenden bietet sich als ein weiterer Indikator für Bildungsmobilität an, da sie - abgesehen von den HochschulabsolventInnen, die schwieriger zu erfassen sind - die Gruppe mit dem formal höchsten Bildungsstand sind und ihre soziale Herkunft auf die Durchlässigkeit des Bildungssystems schließen lässt. Für Österreich lässt sich die Elternbildung der Studierenden mittels zwei unterschiedlichen Datenquellen erheben: Bei der erstmaligen Zulassung an einer öffentlichen Universität oder Fachhochschule müssen alle StudienanfängerInnen Bildung sowie berufliche Stellung der Eltern angeben. Zweitens wird bei der Studierenden-Sozialerhebung Bildungsstand und Berufsstatus der Eltern abgefragt.

Elternbildung der StudienanfängerInnen

28% der inländischen StudienanfängerInnen an öffentlichen Universitäten und Fachhochschulen (erstmalige Zulassung in Österreich) im Wintersemester 2014/15 haben zumindest ein Elternteil mit Hochschulabschluss (Zaussinger, et al. 2016b: 43f). 72% aller inländischen StudienanfängerInnen sind also potentiell BildungsaufsteigerInnen, da beide Elternteile keinen Hochschulabschluss haben. Im Vergleich mit dem Bildungsstand in der ‚Elterngeneration‘ zeigt sich jedoch, dass Kinder aus AkademikerInnenhaushalten überrepräsentiert sind: der Anteil der Personen mit niedrigerem Bildungsabschluss ist in der Bevölkerung höher als unter den Eltern der StudienanfängerInnen, z.B. haben 46% der Männer zwischen 40 und 65 Jahren einen Lehrabschluss, aber nur 28% der Väter der StudienanfängerInnen im WS 2014/15.

Diese Über-/Unterrepräsentanz spiegelt sich in den vom IHS berechneten Rekrutierungsquoten wider, die angeben, „wie viele Personen pro 1.000 Väter bzw. Mütter eines Bildungsniveaus [...] ein Studium an einer Universität oder einer Fachhochschule beginnen“ (ebd.: 47). So kommen auf 1.000 Männer mit Pflichtschulabschluss in der Wohnbevölkerung zwischen 40 und 65 Jahren 18 StudienanfängerInnen, während bei Akademikern das Verhältnis 1.000 Akademiker zu 48 StudienanfängerInnen ist. Daraus lässt sich berechnen, um wie viel wahrscheinlicher eine Studienaufnahme einer bestimmten Gruppe im Vergleich zur Referenzgruppe ist: Im WS 2014/15 war die Wahrscheinlichkeit, ein Studium aufzunehmen, für Kinder aus bildungsnahen Schichten etwa 2,4mal so hoch wie für Kinder aus bildungsfernen (ebd.: 48f). Mit 2,7 ist der Faktor höher für StudienanfängerInnen an Universitäten als der Faktor für AnfängerInnen an Fachhochschulen mit 1,8 (ebd.: 51). Im zeitlichen Verlauf zeigt sich, dass der Wahrscheinlichkeitsfaktor generell leicht sinkt, was auf einen Rückgang der Überrepräsentanz bildungsnaher Schichten hinweist. Mögliche Erklärungen dafür sehen Zaussinger, et al. (2016b: 49f) in dem Anstieg des allgemeinen Bildungsniveaus, der Expansion des Fachhochschulsektors und dem Trend, dass Kinder aus bildungsnahen Schichten weniger oft ein Studium in Österreich aufnehmen. Inwiefern auch die bildungsspezifische Fertilität (wenn Frauen mit höherer Bildung weniger Kinder bekommen) oder zunehmende Alternativen für Kinder aus privilegierten

Schichten (z.B. Studium im Ausland oder an einer Privatuniversität) hier hineinspielen, ist noch unklar.

Soziale Herkunft der Studierenden

Mittels der Umfragedaten der Studierenden-Sozialerhebung kann die Elternbildung aller Studierenden an Universitäten und Fachhochschulen geschätzt werden. Demnach haben 36% aller Studierenden mindestens ein Elternteil mit Hochschulabschluss, 27% mindestens ein Elternteil mit Hochschulzugangsberechtigung, 33% mindestens ein Elternteil mit einem höheren Bildungsabschluss als Pflichtschulabschluss, aber ohne Hochschulzugangsberechtigung, und 5% Eltern mit maximal Pflichtschulabschluss (Zaussinger, et al. 2016a: 55). Fast zwei Drittel aller Studierenden sind folglich so genannte ‚first generation students‘, also Studierende, deren Eltern selbst nicht studiert haben (ebd.: 53). Im europäischen Vergleich ist dieser Anteil besonders hoch, laut der Eurostudent Database ist er nur in Malta, Italien und Rumänien höher (ebd.: 54). Hier ist die vergleichsweise geringe AkademikerInnenquote und hohe Relevanz des Berufsbildungssystems in Österreich zu bedenken.

Bildungsungleichheit in unterschiedlichen Bildungssystemen und im Zeitverlauf

Diese ersten deskriptiven empirischen Befunde weisen deutlich daraufhin, dass Bildungskarrieren wesentlich durch den Bildungsstand der Eltern bestimmt werden. Es gibt jedoch nicht den einen einzigen Indikator, der Bildungsmobilität oder Bildungsgerechtigkeit umfassend abbilden kann; zu multidimensional und vielseitig sind Bildungswege und -systeme, als dass man sie in einer Zahl zusammenfassen kann. Ausdrücklich zu berücksichtigen ist das bei internationalen Vergleichen sowie Vergleichen im Zeitverlauf, die jedoch besonders relevant und interessant für Politik und Wissenschaft sind, um institutionelle und bildungspolitische Rahmenbedingungen hinsichtlich ihrer sozialen Selektivität zu bewerten. Die Fragen, welche Unterschiede es zwischen Bildungssystemen gibt und wie die Entwicklung von Bildungsungleichheit im Zeitverlauf aussieht, sind zentrale Fragestellungen, können aber nur mit einem kritischen Blick aus statistischen Analysen herausgelesen werden.

Hinsichtlich der Unterschiede zwischen nationalen Bildungssystemen ergibt sich ein uneinheitliches Bild: wie oben bereits ausgeführt, weist Österreich etwa laut OECD eine besonders geringe Aufwärtsmobilität auf (21% in Ö, 31% als OECD-Durchschnitt), zugleich legt die im EU-Vergleich hohe Quote an ‚first generation students‘ eine Durchlässigkeit im Hochschulzugang nahe. Neben den überaus heterogenen Institutionen und Strukturen ist es auch praktisch unmöglich, Bildungssysteme ohne weitere nationalen Eigenheiten (z.B. soziale Ungleichheit allgemein, wirtschaftliche und politische Situation, Kultur, etc.) zu analysieren, so dass aus diesen Vergleichen nur selten Schlussfolgerungen gezogen werden können, was Selektivität bzw. herkunftsspezifische Bildungserfolge verursacht (vgl. von Below 2011: 154)

Ebenso schwierig ist die Betrachtung der Bildungsungleichheit im Zeitverlauf. Während die Bildungsexpansion in den 1970ern zu höheren Teilnahmequoten an Bildung und einem allgemein gestiegenen Bildungsniveau geführt hat (vgl. Statistik Austria

2015: 90f), machen die meisten Studien zwar ein Bestehen der sozialen Unterschiede fest, jedoch gibt es auch Hinweise auf eine Abnahme der Bildungsungleichheit (Bar Haim & Shavit 2013: 23). Lorz & Schindler (2011) machen in einer Meta-Analyse deutlich, dass hier auf die Berechnung des Ungleichheitsmaß (z.B. Odds Ratio, mittlere Distanz oder Variationskoeffizient) zu achten ist: die Unterschiede können mittels diverser Kennzahlen abgebildet werden, im Zuge der Bildungsexpansion weisen sie jedoch ungleiche Entwicklungen aufgrund der unterschiedlichen Bezugsgrößen auf (ebd.: 465f).

Die angeführten Statistiken sollten in einem ersten Schritt die Korrelation von Elternbildung und Bildung der Kinder belegen, jedoch können daraus keine Wirkmechanismen und kausalen Zusammenhänge geschlossen werden. Es benötigt dazu theoretische Erklärungsansätze, die im nächsten Kapitel dargestellt werden.

3. Theoretische Erklärungsansätze für Bildungsungleichheit

Seit den 1960ern haben sich parallel zur wiederholten Dokumentation der Bildungsungleichheit diverse Theorien zur Erklärung dieser entwickelt. Nach momentaner Sichtung der Literatur lassen sich vier Erklärungsansätze für den Zusammenhang zwischen den Bildungsverläufen der Kinder und dem Bildungsstand der Eltern unterscheiden, die sich jedoch nicht gegenseitig ausschließen, sondern durchaus auch ergänzen:

- Ökonomische Modellierung von Bildungsentscheidungen
- Primäre und Sekundäre Effekte der sozialen Herkunft & Wert-Erwartungstheorie
- Soziale Schließung und selektive Bildungssysteme
- Bourdieu'sche Kapitalsorten

Ökonomische Modellierung von Bildungsentscheidungen

Mit Hilfe von ökonomischen Modellen können Bildungsentscheidungen und somit das Bildungsverhalten unterschiedlicher Individuen und Haushalte modelliert werden. Paulsen & Toutkoushian (2008) erläutern mehrere mögliche Anwendungen ökonomischer Modelle; am bekanntesten in diesem Kontext dürfte davon die Humankapitaltheorie sein, in der Bildung als ein Investment in das eigene Humankapital, d.h. Fähigkeiten, Wissen, Fertigkeiten, Erfahrung, u.Ä., gesehen wird. Studienberechtigte würden demnach rational erwartete Nutzen und erwartete Kosten abwägen und dementsprechend entscheiden. Wenn der erwartete Einkommensunterschied (zwischen mit und ohne Abschluss) höher ist als die erwarteten Kosten (direkte und indirekte Kosten, d.h. inkl. entgangenem Einkommen) würde sich ein/e Studienberechtigte für eine weitere Ausbildung entscheiden.

In ökonomischen Modellierungen sind Bildungsentscheidungen vor allem abhängig von monetären Variablen: budgetäre Einschränkungen und Preise, erwartetes Einkommen und aufgewendete Kosten, Ertrags- und Zinsrate. Ökonomische Modellierungen können daher Bildungsungleichheit vor allem dann erklären, wenn verfügbare finanzielle Ressourcen bzw.

Budgetrestriktionen die ausschlaggebenden Faktoren für Bildungszugang sind. In westlichen Wohlfahrtsstaaten wird eine solche ökonomische Abhängigkeit jedoch durch die öffentliche Bereitstellung und Finanzierung von Bildung abgemildert (vgl. Sauer & Zagler 2012: 937). Der Großteil der durch ein Studium anfallenden Kosten sind etwa in einem mehr oder weniger gebührenfreien System des Hochschulzugangs wie in Österreich vor allem die schwierig zu erfassenden Opportunitätskosten (d.h. entgangene Einkommen). Folglich bieten sich ökonomische Modellierungen zwar zur Erklärung von Bildungsentscheidungen generell an, können aber manchmal weniger zur Erklärung spezieller Situationen, wie z.B. die Studiensituation in Österreich, beitragen. Zudem verbleiben zu einfache Modellierungen auf Ebene der individuellen Bildungsentscheidungen, womit gesamtgesellschaftliche Strukturen vorerst außer Acht gelassen werden. Um Bildungsungleichheit umfassend zu erklären, bräuchte es nochmals eine Verbindung zwischen dem individuellen Verhalten auf Mikro-Ebene und den Strukturen und Institutionen auf Makro-Ebene (z.B. ungleiche Verteilung von Einkommen und Vermögen).

Primäre und Sekundäre Effekte der sozialen Herkunft & Wert-Erwartungstheorie

Aufbauend auf dem Rational-Choice-Ansatz entwickelt Boudon (1974) eine Theorie der primären und sekundären Effekte der sozialen Herkunft, die zu einer der am häufigsten angewandten Theorien der Bildungsforschung gehört (Schindler & Reimer 2010: 624):

- Primäre Effekte sind die „Sozialisationsvorteile“ von Kindern aus privilegierten Sozialschichten (Watermann, et al. 2014: 236), die sich in besseren Schulleistungen niederschlagen, v.a. aufgrund des besseren Zugang zu relevanten Ressourcen, finanziell und auch kulturell, wie Sprachkultur, Lernmotivation oder kognitiven Fähigkeiten.
- Sekundäre Herkunftseffekte treten zu Tage, wenn bei gleichen Leistungen herkunftsspezifische Bildungsentscheidungen getroffen werden. Es sind latente Einstellungen und Perspektiven aufgrund der eigenen sozialen Position, die zu unterschiedlich wahrgenommenen Erträgen und Kosten von Bildung führen.

Selbst bei einer ähnlichen Ausgangssituation, wenn Kinder dieselbe Schulleistung und sogar eine ähnliche Ausstattung mit Ressourcen vorweisen, würden laut Boudon die Bildungsentscheidungen unterschiedlich ausfallen – aufgrund der herkunftsspezifischen Wahrnehmung von Bildungserträgen. Die Anwendung dieser analytischen Zweiteilung des Wirkmechanismus von sozialer Herkunft ist v.a. deshalb bedeutsam, da untersucht wird, wie sehr Bildungssysteme tatsächlich meritokratisch geprägt sind, d.h. Schulleistungen und Fähigkeiten die ausschlaggebende Faktoren für den Zugang zu höherer Bildung sind.

In der weiteren Theorieentwicklung wurden die sekundären Effekte unterschiedlich modelliert, wobei i.d.R. dem Rational-Choice-Ansatz und der Wert-Erwartungstheorie³ gefolgt wurde. So wurden die erwarteten Kosten und Nutzen um die Wahrnehmung des Statusverlusts, die subjektive Erfolgswahrscheinlichkeit, die relative Bildungsmotivation gegenüber dem relativen Investitionsrisiko, die

wahrgenommene Verhaltenskontrolle oder die subjektive Norm erweitert (Watermann, et al. 2014: 235-238).

Das Konzept der primären und sekundären Herkunftseffekte hat sich in den Bildungswissenschaften zu einem wichtigen Theorieansatz etabliert, da individuelle aber zugleich auch herkunftsspezifische Bildungsentscheidungen erklärt werden können. So ist der Ansatz hilfreich für die Frage, warum sich Kinder aus traditionell bildungsfernen Schichten eher in eine andere Bildungslaufbahn als ein Hochschulstudium ‚ablenken‘ lassen: wenn es weniger riskante oder kostengünstigere Alternativen zu einem tertiären Bildungsabschluss gibt, würden sie diese Alternativen wählen, auch wenn die Bildungserträge geringer sein mögen (‚Ablenkungsthese‘, vgl. Becker & Hecken 2008).

Weitere Studien, in denen primäre und sekundäre Herkunftseffekte verglichen werden, legen nahe, dass je nach Bildungsentscheidung unterschiedliche Effekte wirken: im individuellen Bildungsverlauf gewinnen sekundäre Effekte an Bedeutung, d.h. leistungsbezogene Unterschiede verlieren an Bedeutung, während einstellungsbezogene erhalten bleiben (Watermann, et al. 2014: 245). Dies lässt sich insofern auch argumentieren, als dass die SchülerInnen bzw. Studierenden mit jeder Bildungsstufe ‚homogener‘ hinsichtlich ihrer Leistung werden, weil leistungsschwache SchülerInnen schon in unteren Stufen ihre Bildungskarrieren beenden.

Einige AutorInnen analysieren die sekundären Herkunftseffekte auf einzelne Einflussfaktoren und versuchen den Erklärungsbeitrag einzelner Variablen, z.B. wahrgenommene Kosten, Nutzen oder Risiken, zu bestimmen. Insgesamt finden sich dabei vor allem Hinweise darauf, dass die wahrgenommenen Kosten den größten Einfluss auf Bildungsentscheidungen in Familien aus weniger privilegierten Schichten haben (ebd.: 246f).

Konflikttheoretische Ansätze und selektive Bildungssysteme

Konflikttheoretische Ansätze erklären Bildungsungleichheit anhand des Bestrebens von sozialen Gruppen, ihren Status durch restriktiven Zugang zu Ressourcen und Möglichkeiten zu sichern (vgl. Alon 2009: 735). Aus dieser Perspektive versuchen privilegierte Schichten ihre Privilegien durch die Kontrolle und Gestaltung des Bildungszugangs zu gewährleisten. Bildungsungleichheit wird demnach durch institutionelle Strukturen reproduziert, indem sie die individuellen Bildungskarrieren strukturieren und bestimmen (vgl. Hillmert 2010: 88f).

Aufbauend auf empirischen Evidenzen, dass Bildungsungleichheit trotz der ‚Bildungsexpansion‘ konstant bleibt (vgl. Bar Haim & Shavit 2013), ist eine der zentralen Fragenstellungen konflikttheoretischer Ansätze, wie sich diese institutionelle Bildungsungleichheit im gegenwärtigen Bildungssystem weiterentwickelt. In der aktuellen Theorieentwicklung spielt das Phänomen der Verlagerung der sozialen Selektion eine zentrale Rolle: auch wenn Bildung i.A. mehr verbreitet und verteilt ist (als z.B. in den 1970ern oder 1980ern), bleibt soziale Selektivität im Zugang zu höherer Bildung oder zu bestimmten Studienfeldern und Institutionen bestehen bzw. wird sogar ausgebaut (Alon 2009: 732). Differenzierung im

Hochschulbereich, sowohl zwischen Bildungsstufen (z.B. Bachelor und Master) als auch zwischen Institutionen (z.B. Fachhochschulen und Universitäten), schaffe nämlich neue Distinktionsprozesse für höhere Schichten (vgl. Croxford & Raffe 2015). Die „Effectively Maintained Inequality“-These postuliert dementsprechend, dass höhere Schichten stets einen Vorteil für sich herausholen werden, sei es in quantitativen oder qualitativen Aspekten: „On the one hand, if quantitative differences are common, the socioeconomically advantaged will obtain quantitative advantage; on the other hand, if qualitative differences are common the socioeconomically advantaged will obtain qualitative advantage“ (Lucas 2001: 1652). Tatsächlich lassen sich bei selektiven oder elitären Universitäten und Fachrichtungen eine Selektivität hinsichtlich sozialer Herkunft feststellen (Jerrim, et al. 2015, Triventi 2013). Lorz & Schindler (2011) können zeigen, dass sich zwar die sozialen Unterschiede beim Erwerb der Hochschulreife auf Basis einer Ausweitung der Bildungsbeteiligungsquoten verringert haben, aber dass sie beim Hochschulzugang leicht zugenommen haben.

Alon (2009) unterscheidet in dieser Hinsicht zwei ‚Mechanismen‘, die von privilegierten Schichten angewendet werden: „exclusion“ und „adaption“. Exklusion zielt darauf ab, den Zugang zu höherer Bildung und zu bestimmten elitären Institutionen durch Zugangskriterien zu kontrollieren, z.B. durch immer höhere Studiengebühren oder die zunehmende Bedeutung von standardisierten Test-Ergebnissen (insbesondere mit Blick auf den US-amerikanischen Kontext). Ergänzend dazu entwickeln privilegierte Schichten Strategien der Adaption, um die Zugangskriterien besser erfüllen zu können bzw. sich einen ‚Wettbewerbsvorteil‘ zu schaffen, z.B. durch Vorbereitungskurse für Tests. Exklusion und Adaption verstärken sich somit und führen zur Erhaltung, wenn nicht sogar zur Steigerung der Bildungsungleichheit.

Konflikttheoretische Ansätze erlauben einen kritischen Blick auf die institutionelle Gestaltung des Bildungssystems. Sie versuchen aufzuzeigen, wie das Bildungssystem eingebettet in die soziale Struktur einer Gesellschaft ist, und bietet somit insbesondere einen neuen Blick auf die Makro-Ebene von Bildungsungleichheit. Nichtsdestoweniger ist die Annahme, dass Exklusionsmechanismen mehr oder weniger gezielt von privilegierten Schichten gesetzt werden, kaum nachweisbar. Daneben darf die Fundierung auf Mikro-Ebene nicht fehlen bzw. eine Erklärung für die Frage, wie genau nun weniger privilegierte Schichten von höherer Bildung abgehalten werden. Die von Alon (2009) beschriebenen Mechanismen der Exklusion und Adaption sind für diese Frage ein wichtiger Ansatz, wobei sie nur die Entwicklung im US-amerikanischen Hochschulbereich, wo der Zugang seit jeher stark geregelt und auch beschränkt ist, betrachtet. Ein Ansatz, der die konflikttheoretische Sichtweise einnimmt und mit dem individuellen Entscheidungsverhalten verbindet, ist der Ansatz von Pierre Bourdieu, der im nächsten Abschnitt diskutiert wird.

Bourdieu'sche Kapitalsorten

Bourdieu'sche Konzepte der Kapitalsorten, des Habitus sowie des sozialen Feldes waren überaus einflussreich in der Bildungswissenschaft und Bildungssoziologie. Der Kern des Ansatzes ist dabei die Reproduktion sozialer Ungleichheit durch

das Zusammenspiel von individuellen Verhaltensdispositionen (als ‚Habitus‘) und Ressourcen (als ökonomisches, kulturelles oder soziales Kapital) mit den gegebenen sozialen Strukturen (als sozialer Raum oder soziales Feld) (vgl. Archer, et al. 2012: 884).

Für die Weitergabe von Bildung ist das kulturelle Kapital sowie ein gewisses „Ethos“⁴ primär bedeutsam: „In Wirklichkeit jedoch vermittelt jede Familie ihren Kindern auf eher indirekten als direkten Wegen ein bestimmtes *kulturelles Kapital* und ein bestimmtes *Ethos*, ein System impliziter und tief verinnerlichter Werte, das u.a. auch die Einstellungen zum kulturellen Kapital und zur schulischen Institution entscheidend beeinflusst“ (Bourdieu 2001: 26). Bildungsentscheidungen werden also bestimmt von der sozialen Herkunft: „Die Einstellungen der Angehörigen der verschiedenen Klassen, der Eltern wie der Kinder, insbesondere aber die Einstellungen zur Schule, zur Schulbildung und der durch die Ausbildung gebotenen Zukunft sind zu einem Großteil der Ausdruck des ihrer sozialen Zugehörigkeit entsprechenden Systems impliziter und expliziter Werte“ (ebd.: 31). Zu diesen Werten gehört etwa die subjektive Erfolgswahrscheinlichkeit, die als objektive Gegebenheit wahrgenommen wird, d.h. weniger privilegierte Schichten ‚glauben‘ gar nicht erst an einen Bildungserfolg. Ebenso verdanken Kinder aus höheren Schichten ihren Eltern ein „Ethos des sozialen Aufstiegs und des Strebens nach Erfolg“, das zu höherer Bildungsmotivation führe (ebd.: 33). Auch der Bildungserfolg selbst ist von der sozialen Herkunft abhängig: Erstens sind Familien unterschiedlich mit „Information“ über Bildungsinstitutionen, deren Funktionsweisen und den daran anschließenden Laufbahnen ausgestattet (ebd.: 29). Zweitens erhalten Kinder je nach sozialer Herkunft Unterstützung durch ihre Eltern, z.B. Hilfe bei Hausaufgaben (ebd.). Noch wichtiger, ja am wichtigsten, sind aber implizite weitergegebene Fähigkeiten und Kenntnisse, die Bedingungen für einen Bildungserfolg darstellen: „[Die aus den privilegierten Milieus stammenden Kinder] erben auch Kenntnisse und ein Know-how, Neigungen und einen ‚guten Geschmack‘, deren Rentabilität umso größer ist, als diese Imponderabilien der Einstellung zumeist auf das Konto der Begabung gebucht werden“ (ebd.: 29f). Ähnlich bedeutend ist die in der Familie gesprochene Sprache, wenn eine „Schulsprache“ oder „Hochsprache“ erwartet wird und in bildungsfernen Schichten übliche Dialekte oder Sprechweisen gering geschätzt werden.

Bei Bourdieu steht seine Interpretation des Bildungssystems als Funktionsweise zur „Erhaltung des Bestehenden“ im Vordergrund (ebd.: 38f). Schulen und Universitäten sind ungerecht nicht trotz, sondern gerade wegen der „formalen Gleichheit“: „Die formale Gleichheit, die die pädagogische Praxis bestimmt, dient in Wirklichkeit als Verschleierung und Rechtfertigung der Gleichgültigkeit gegenüber der wirklichen Ungleichheit in Bezug auf den Unterricht und der im Unterricht vermittelten oder, genauer gesagt, verlangten Kultur“ (ebd.: 39).

Bourdieu's Ansatz dient insbesondere für qualitative Studien als theoretischer Rahmen (z.B. Archer, et al. 2012, Lehmann 2014, Schmitt 2010), aber auch in quantitativen Studien werden seine Konzepte operationalisiert. So argumentieren Maaz & Watermann (2007) auf Basis ihrer empirischen Ergebnisse, dass familiäre Strukturvariablen (also Bildungsstand und Beruf) größtenteils über Prozessvariablen (nämlich Kulturgüter, kulturelle

Praxis und soziale Praxis) vermittelt werden. Prozessvariablen haben jedoch sogar einen unabhängigen, eigenen Effekt, d.h. auch wenn die Eltern keinen hohen Abschluss oder keinen angesehenen Beruf haben, beeinflussen entsprechende kulturelle und soziale Praxis spätere Bildungsentscheidungen.

Zusammenfassung

Zusammengefasst gibt es erstens eine eher individualistische Deutung, die Bildungsungleichheit durch eine differentielle, herkunftsspezifische Bildungsneigung erklärt, d.h. soziale Gruppen unterscheiden sich in ihren Bildungsentscheidungen. Bildungsentscheidungen sind somit die „Knotenpunkte“ der Reproduktion von sozialer Ungleichheit (Hillmert & Jacob 2010: 61). Eine zweite Position ist eher konflikttheoretisch und sieht den Ursprung von Bildungsungleichheit in den Distinktionsprozessen von sozialen Gruppen und deren Versuch, ihren Status zu erhalten. Durch die Kontrolle und Gestaltung des Bildungszugangs versuchen privilegierte Schichten ihre Privilegien zu sichern und andere Schichten davon abzuhalten. Je nach Forschungsinteresse, Methode und Datenlage bietet sich eher der erste oder der zweite Ansatz an; ‚immer richtig‘ oder ‚falsch‘ ist aber weder der eine noch der andere. Vielmehr sind es wahrscheinlich beide Ansätze zusammen, die zu einem tieferen Verständnis der Prozesse und Mechanismen rund um soziale Bildungsungleichheiten und somit zu möglichen Ansatzpunkten für Maßnahmen zum Abbau von Herkunftseffekten bzw. zum Aufbau eines tatsächlich chancengleichen Bildungssystems führen.

4. Schluss

Der Beitrag sollte einen Überblick über aktuelle Befunde und Theorien zu der Frage geben, wie sehr Bildungskarrieren durch die soziale Herkunft bestimmt sind (und eben nicht nach Zufalls- oder Meritokratieprinzipien verlaufen). In einer ersten Bestandsaufnahme wurde deutlich: ja, es gibt einen Zusammenhang zwischen der Bildung der Eltern und der Bildung ihrer Kinder, was in mehreren Statistiken und Indikatoren sichtbar wird. Je höher der Bildungsabschluss der Eltern, desto wahrscheinlicher erreichen auch ihre Kinder einen hohen Bildungsabschluss. Gleichzeitig gilt hier, wie überall sonst in den Sozialwissenschaften, wo mit Statistiken gearbeitet wird, dass sich soziale Phänomene immer nur reduziert in einer Zahl abbilden lassen. Insbesondere bei Vergleichen zwischen Ländern sowie im Zeitverlauf ist daher zu hinterfragen, welche Daten und Berechnungsmethode herangezogen worden sind.

Um jene Reproduktion der sozialen Unterschiede im Bildungsverhalten zu erklären, haben sich diverse Theorien entwickelt, die sich in zwei Richtungen einteilen lassen. Einmal gibt es einen individualistischen Ansatz, der bei den Herkunftsdifferenzen in der individuellen Bildungsentscheidung ansetzt; und auf der anderen Seite steht eine konflikttheoretische Deutung, die Bildungsungleichheit durch Distinktions- und Statuserhaltungsprozesse erklärt. Für beide Ansätze finden sich empirische Evidenzen, aber auch Gegenbeispiele. Jedenfalls sind weitere Analysen und ein Monitoring der Bildungsungleichheit notwendig, damit mögliche

Maßnahmen und Ansatzpunkte entwickelt werden können, um den Einfluss der sozialen Herkunft zu minimieren und allen Kindern eine größtmögliche Chance zu geben, ihren eigenen Bildungsweg zu gehen. Eines wird in den aktuellen Befunden aber schon offensichtlich: das Bildungssystem ist eingebettet in soziale Strukturen und Institutionen und viele Prozesse und Wirkmechanismen sind weder bekannt noch absehbar. Einfache Lösungen zur Reduktion von Bildungsungleichheiten wird es dementsprechend kaum geben. Außerdem ist ‚Bildungsgerechtigkeit‘ ein umstrittener Begriff und wie die stets wiederkehrenden bildungspolitischen Debatten und Diskussionen zeigen, gibt es sehr unterschiedliche Verständnisse davon. Tiefgreifendere Reformen im Bildungssystem sind daher wohl auch in nächster Zukunft nur sehr schwierig durchzuführen.

KATHARINA POSCH

IST UNIVERSITÄTSASSISTENTIN PRAE DOC AM INSTITUT FÜR SOZIALPOLITIK AN DER WIRTSCHAFTSUNIVERSITÄT WIEN UND BESCHÄFTIGT SICH DORT MIT SOZIALPOLITISCHEN ASPEKTEN VON BILDUNGSPOLITIK. NACH DEM BACHELORSTUDIUM SOZIOLOGIE UND DEM MASTERSTUDIUM SOZIOÖKONOMIE ARBEITET SIE SEIT EINEM JAHR AN IHRER DISSERTATION ZU SOZIALER UNGLEICHHEIT IM HOCHSCHULBEREICH. PRO SCIENTIA GEFÖRDERTE SEIT 2010.

¹ Zudem ist Bildung auch eine Ressource der gesamtgesellschaftlichen Wohlfahrt, insofern eine für ihr politisches und wirtschaftliches Funktionieren gut gebildete Menschen benötigt.

² Weitere Forderungen sind etwa „equity in terms of learning environment or equality of means (treatment)“, „equity in production or equality of achievement (or results)“ oder „equity in using the results of education“ (Lassnig, et al. 2007: 379). Neben den Dimensionen der Bildungsgerechtigkeit gibt es noch weitere bildungspolitische Forderungen, wie sie z.B. die OECD fordert: „Qualität der Bildungsergebnisse und des Bildungsangebots, Gleichwertigkeit der Bildungsergebnisse [...] sowie Angemessenheit, Effektivität und Effizienz des Ressourcenmanagements“ (OECD 2015a: 18). Im folgenden Beitrag wird jedoch nur auf die Forderung der Chancengleichheit eingegangen.

³ Die Wert-Erwartungstheorie basiert auf folgenden Annahmen: (1) Jedes Handeln ist eine (nicht immer bewusst-abwägende) Entscheidung zwischen Alternativen. (2) Jedes Handeln hat gewisse Folgen. (3) Die Folgen werden unterschiedlich wahrgenommen. (4) Die Folgen treten mit unterschiedlichen Wahrscheinlichkeiten ein, die die Erwartungen des Akteurs prägen. (5) Die Alternativen werden vom Akteur evaluiert und nach Werten und Erwartungen gewichtet. (6) Der Akteur wählt die Alternative, deren Wert-Erwartungsgewicht am höchsten ist (Esser 1999: 248).

⁴ In späteren Schriften arbeitet Bourdieu über den ‚Ethos‘ hinaus sein viel rezipiertes Konzept des ‚Habitus‘ heraus.

Literatur

- Alon, Sigal (2009): The Evolution of Class Inequality in Higher Education: Competition, Exclusion, and Adaptation. In: *American Sociological Review* 74 (5). 731-755
- Archer, L., J. DeWitt, J. Osborne, J. Dillon, B. Willis and B. Wong (2012): Science Aspirations, Capital, and Family Habitus: How Families Shape Children's Engagement and Identification With Science. In: *American Educational Research Journal* 49 (5). 881-908
- Bar Haim, E. and Y. Shavit (2013): Expansion and inequality of educational opportunity: A comparative study. In: *Research in Social Stratification and Mobility* 31 22-31
- Becker, Rolf and Anna Etta Hecken (2008): Warum werden Arbeiterkinder vom Studium an Universitäten abgelenkt? Eine empirische Überprüfung der „Ablenkungsthese“ von Müller und Pollak (2007) und ihrer Erweiterung durch Hillmert und Jacob (2003). In: *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 60 (1). 7-33
- Bohonnek, A., Camilleri, A. F., Griga, D., Mühleck, K., Miklavič, K., & Orr, D. (2010). *Evolving Diversity. An Overview of equitable access to HE in Europe*. http://www.eurostudent.eu/download_files/documents/Evolving_Diversity.pdf
- Boudon, Raymond (1974): *Education, Opportunity, and Social Inequality. Changing Prospects in Western Society*. Aufl. New York et al.: John Wiley & Sons.
- Bourdieu, Pierre (2001): Die konservative Schule. In: P. Bourdieu: *Wie die Kultur zum Bauern kommt*. Aufl. Hamburg: VSA Verlag.
- Croxford, L. and D. Raffe (2015): The iron law of hierarchy? Institutional differentiation in UK higher education. In: *Studies in Higher Education* 40 (9). 1625-1640
- Esser, Hartmut (1999): *Soziologie : spezielle Grundlagen. 1. Situationslogik und Handeln*. Aufl. Frankfurt/Main [u.a.]: Campus-Verlag.
- Feller, Wolfgang (2016): *Österreich, Land der Bildungsaufsteiger*. Wien: Agenda Austria.
- Hillmert, Steffen (2010): Soziale Ungleichheit im Bildungsverlauf: zum Verhältnis von Bildungsinstitutionen und Entscheidungen. In: R. Becker & W. Lauterbach: *Bildung als Privileg. Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit*. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 79-106
- Jerrim, John, Anna K. Chmielewski and Phil Parker (2015): Socioeconomic inequality in access to high-status colleges: A cross-country comparison. In: *Research in Social Stratification and Mobility* 42 20-32
- Kristen, Cornelia (1999): *Bildungsentscheidungen und Bildungsungleichheit – ein Überblick über den Forschungsstand*. Arbeitspapiere. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, 5. http://edoc.vifapol.de/opus/volltexte/2014/5100/pdf/wp_5.pdf
- Landauer, Doris (2016): *Bildungsarmut und ihre lebenslangen Folgen. Übersicht und Aufbereitung empirischer Studien*. Wien: AMS Wien. <http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/Bildungsarmut-Studie-Finale.pdf>
- Lassnig, Lorenz, Martin Unger, Stefan Vogtenhuber and Margot Erking (2007): Soziale Aspekte des Hochschulzugangs und Durchlässigkeit des Bildungssystems. In: C. Badelt, W. Wegscheider & H. Wulz: *Hochschulzugang in Österreich*. Aufl. Graz: Leykam.

Lehmann, W. (2014): Habitus Transformation and Hidden Injuries: Successful Working-class University Students. In: *Sociology of Education* 87 (1). 1-15

Lorz, Markus and Steffen Schindler (2011): Educational Expansion and Social Inequality: Increase, Decline or Persistence of Unequal Opportunities. A Matter of Perspective? In: *Zeitschrift Fur Soziologie* 40 (6). 458-477

Lucas, Samuel R. (2001): Effectively Maintained Inequality: Education Transitions, Track Mobility, and Social Background Effects. In: *American Journal of Sociology* 106 (6). 1642-1690

Maaz, Kai and Rainer Watermann (2007): Reproduction or mobility? The effects of family process variables on intentions to enter higher education. In: *Zeitschrift Fur Soziologie Der Erziehung Und Sozialisation* 27 (3). 285-303

OECD (2014): *Education at a Glance 2014: OECD Indicators*.

OECD (2015a): *Bildung auf einen Blick 2015. OECD-Indikatoren*. Paris: OECD Publishing.

OECD (2015b): *In It Together: Why Less Inequality Benefits All*. OECD Publishing.

Paulsen, Michael B. and Robert K. Toutkoushian (2008): Economic Models and Policy Analysis in Higher Education: A Diagrammatic Exposition. In: J. C. Smart: *Higher Education*. Aufl. Dordrecht: Springer Netherlands. 1-48

Sauer, Petra and Martin Zagler (2012): Economic Growth and the Quantity and Distribution of Education: a Survey. In: *Journal of Economic Surveys* 26 (5). 933-951

Schindler, Steffen and David Reimer (2010): Primäre und sekundäre Effekte der sozialen Herkunft beim Übergang in die Hochschulbildung. In: *KfzSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 62 (4). 623-653

Schmitt, Lars (2010): *Bestellt und nicht abgeholt. Soziale Ungleichheit und Habitus-Struktur-Konflikte im Studium*. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Statistik Austria (2015): *Bildung in Zahlen 2013/14 - Schlüsselindikatoren und Analysen*. Wien: Statistik Austria.

Triventi, Moris (2013): Stratification in Higher Education and Its Relationship with Social Inequality: A Comparative Study of 11 European Countries. In: *European Sociological Review* 29 (3). 489-502

Unger, M., Dünser, L., Fessler, A., Grabher, A., Hartl, J., Laimer, A., . . . Zaussinger, S. (2012). *Studierenden-Sozialerhebung 2011, Bericht zur sozialen Lage der Studierenden, Band 1: Hochschulzugang und StudienanfängerInnen*. http://www2.sozialerhebung.at/Ergebnisse/PDF/Studierenden_Sozialerhebung_2011_BAND_1_AnfaengerInnen.pdf

von Below, Susanne (2011): Bildungssysteme im historischen und internationalen Vergleich. In: R. Becker: *Lehrbuch der Bildungssoziologie*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag. 139-162

Watermann, Rainer, Annabell Daniel and Kai Maaz (2014): Primary and secondary disparities in access to higher education: Explanatory models, database and development. In: *Zeitschrift Fur Erziehungswissenschaft* 17 233-261

Zaussinger, Sarah, Martin Unger, Bianca Thaler, Anna Dibiasi, Angelika Grabher, Berta Terzieva, Julia Litofcenko, David Binder, Julia Brenner, Sara Stjepanovic, Patrick Mathä and Andrea Kulhanek (2016a): *Studierenden- Sozialerhebung 2015. Bericht zur sozialen Lage der Studierenden. Band 2: Studierende*. Wien: Institute for Advanced Studies (IHS). <http://sozialerhebung.at/>

index.php/de/studierenden-sozialerhebung-2015-band-2-studierende/download

Zaussinger, Sarah, Martin Unger, Bianca Thaler, Anna Dibiasi, Angelika Grabher, Berta Terzieva, Julia Litofcenko, David Binder, Julia Brenner, Sara Stjepanovic, Patrick Mathä and Andrea Kulhanek (2016b): *Studierenden-Sozialerhebung 2015. Bericht zur sozialen Lage der Studierenden. Band 1: Hochschulzugang und StudienanfängerInnen*. Wien: Institute for Advanced Studies (IHS). <http://sozialerhebung.at/index.php/de/studierenden-sozialerhebung-2015-band-1-hochschulzugang-und-studienanfangerinnen/download>

Philip Unterreiner, Wien

Zufall in der Neuen Musik

Der Zufall hat in den Künsten der Avantgarde eine essentielle Bedeutung erlangt, ja, man könnte sogar sagen, dass avantgardistische Kunst ohne Zufall gar nicht möglich wäre. Will man nun zufällige Kompositionsverfahren in der Neuen Musik vorstellen und dabei auch ein wenig auf die Ideen hinter den Prozessen eingehen, so lässt es sich kaum vermeiden, dass man interdisziplinär vorgehen muss. So wurde im Vortrag (PRO SCIENTIA Treffen in Wien am 17. Juni 2016) nicht nur auf die Rolle des Zufalls in den Künsten eingegangen, sondern das Wesen des Zufalls auch aus mathematischer Perspektive erklärt und seine ethische und existentielle Bedeutung für die Philosophie hervorgehoben. Drei Leitfragen sollte man sich anfangs stellen. Wie kann man Zufall komponieren? Was bedeutet Zufall, bzw. gibt es ihn eigentlich wirklich? Wie unterscheidet sich ein Stück, das mit Zufallsverfahren komponiert wurde, von einem, das durch Berechnung entstanden ist?

1. Zwei Stücke von John Cage

Wenn dies ein Vortrag wäre, so hätten wir zu Beginn das Stück *Roaratorio* von John Cage aus dem Jahr 1979 gehört, für dessen Kompositionsverfahren Zufallstechniken verwendet wurden. Der erste Höreindruck hätte wahrscheinlich sehr verstörend gewirkt und das Stück wäre einigen Hörern wohl kaum als echte Komposition erschienen, vielmehr als ein Durcheinander, eine akustische Reizüberflutung, ein Chaos. So lautet denn auch der Untertitel des Stücks *Ein irischer Zirkus über Finnegans Wake*. Man hätte eine Stimme gehört, die sehr klangvoll einen Text vorträgt, dazu erklingt ein Durcheinander verschiedener Umweltgeräusche: Windesrauschen, ferner Donner, aufgeregte Vögel und die Musik einer irischen Folkband.

Der Text, der von John Cage geschrieben wurde und der ihn auch selbst vorträgt, trägt den Titel *Writing the second time through Finnegans Wake*. Cage hat mit kombinatorischen Schreibtechniken das gleichnamige Werk von James Joyce bearbeitet, sodass quasi ein Gedicht entsteht. Es ergibt sich zudem das wiederkehrende Mesostichon „James Joyce“, das sich über 40 Seiten hinzieht. Daneben ließ Cage ungefähr 5000 akustische Phänomene aufnehmen, die im Text erwähnt werden; die irische Hintergrundmusik soll wohl allegorisch die irische Kultur stehen, auf deren Grundlage das Werk entstanden ist. Aus den Aufnahmen wurden dann 2293 Samples ausgewählt, kategorisiert und durch Zufallsoperationen um Cages Lesung herum verteilt.¹

Die meisten verbinden mit dem Namen John Cage wahrscheinlich sein wohl berühmtestes Stück 4'33". Das Stück ist für Klavier geschrieben und wurde 1952 in Woodstock uraufgeführt. Es hat drei Sätze: Tacet, Tacet und Tacet. Lange Rede, kurzer Sinn: Das Klavier schweigt vier Minuten und 33 Sekunden. Allerdings wäre es nicht richtig, zu behaupten, dass

nichts erklingt. Was man hören kann sind die Geräusche, die das Publikum von sich gibt – Räuspern, Atmen, unruhig auf dem Sessel rutschen – und die Geräusche, die vielleicht von draußen hereindringen – Autos, Hupen, spielende Kinder.

Vordergründig scheint also kein Zusammenhang zu bestehen zwischen dem ersten Stück *Roaratorio*, bei dem alles wild durcheinander klingt und 4'33", wo das Klavier schweigt. Der Zusammenhang besteht nun aber in dieser absichtslosen Folge von zufällig gemischten Umgebungsgeräuschen. Denn beide Stücke thematisieren ja den Umgebungsklang, live oder aufgezeichnet.

Cage hat damit geschafft, was Kant zweihundert Jahre zuvor von einem Kunstwerk gefordert hatte: Interesseloses Wohlgefallen; die völlige Zweckfreiheit von Kunst.

Man fragt sich, was Cage unter Musik versteht und welchen Begriff von Kunst er hat.²

Cage ist ein Komponist der Avantgarde, die in der Nachfolge der Moderne steht. Nach der Zweiten Wiener Schule und der Zwölftonmusik entstanden die Serielle Musik und die Aleatorik. Die Bezeichnung ist von lateinisch *alea* = der Würfel abgeleitet und ist eine Kompositionstechnik, die den Zufall mit in den Kompositionsprozess aufnimmt. Wie wir bei Cage gesehen haben, ist das Ziel die nicht-intentionale Werkgenese.

Man will ein unvorhersehbares Ereignis herstellen bzw. eine unkalkulierbare Situation mit berechnender Absicht schaffen. Dieses Paradox unterscheidet den ästhetischen Zufall von anderen Zufällen: wie dem Zufall der Evolution, der Geschichte etc.. Diese ergeben sich, jener ist gewollt. Die Künste brauchen den Zufall. Dabei verschiebt sich sein Platz im Laufe der Geschichte. War in der Literatur des 18. Jahrhunderts der Zufall noch Objekt, so wurde er in der Moderne plötzlich zum Subjekt. Dichter zerschnitten ihre Texte in einzelne Wortschnipsel und bildeten mit den verdeckt gezogenen Wörtern neue Gedichte.

2. Marcel Duchamp

Wohl kein Name steht programmatisch wie praktisch so sehr für die Nobilitierung des Zufalls als der Marcel Duchamps, Verteidiger der gefundenen Schönheiten und Propagandist einer fröhlichen Physik in der Nachfolge Nietzsches.

Wir sehen das erste *Ready made*, das Vorderrad eines Fahrrads, das auf einen weißen Holzstuhl montiert worden ist.

Um was geht es hier? Die Frage der Putzfrau, „ist das Kunst oder kann das weg?“, berührt genau die entscheidende Stelle, die Irritation, die diese Kunst auslösen will.

Duchamp weigerte sich das profane Objekt physisch zu verändern, um zu zeigen, dass der kulturelle Wert einer Sache nicht mit der künstlerischen Transformation zusammenhängt. Wenn sich ein Kunst-Gegenstand von einem Alltagsgegenstand

unterscheidet, verfällt man leicht auf den Gedanken, der sichtbare Unterschied sei für dessen größere Wertschätzung verantwortlich. Lässt man hingegen die äußere Form des Alltagsgegenstandes bestehen, wird die Frage nach den Mechanismen der Umwertung der Werte radikal gestellt. Laut Nietzsche besteht das Wesen der Kultur nicht in der Schaffung neuer Gegenstände, sondern in der Verteilung von Werten.

Das *Ready made* ist einfach ein zufällig vorgefundener Alltagsgegenstand, der vom Künstler in einen neuen Kontext gesetzt wird. Die traditionellen Ansprüche von Qualität, Schönheit und Ausdruck gelten plötzlich nicht mehr. Was Kunst ist und was nicht, erscheint nun einer zufälligen Entscheidung des Künstlers unterworfen zu sein. (Nebenbei bemerkt hielt Duchamp seine Werke gar nicht für Kunst)

Das Objekt mit dem Namen *konservierter Zufall* ist entstanden, als Duchamp einen Faden aus einem Meter Höhe fallen ließ, um uns so eine „neue Figur der Längeneinheit“ vorzustellen. Dabei macht er sich nicht nur über den technisch-sozialen Normierungswahn lustig, sondern will die Menschen gezielt desorientieren. Duchamp will Situationen der Indetermination schaffen, um sie im Moment ihres Eintretens zu fixieren, was an sich schon eine unmögliche Situation ist. Denn wie lässt sich ein einmaliger, mit keinem anderen vergleichbarer Moment denken? Duchamp will die Möglichkeit verlieren, zwei gleichartige Dinge zu unterscheiden oder zu identifizieren.

Hier lässt sich eine Brücke zur Physik schlagen. In der Quantenmechanik können beispielsweise Teilchen an zwei Orten zugleich auftreten. Hier wird der Kern jener Irritation formuliert, die alles Denken in einfachen Identitäten und strikten Ableitungen stört. Die Künste, die den Zufall nutzen, stoßen uns immer wieder darauf. Die Wahrnehmung wird somit zur Suche nach einer Referenz getrieben, einem festen Halt, den es zufälligerweise einmal nicht gibt. Woher kommt die Gewissheit, dass ein Ereignis einmalig ist, wenn nicht aus dem Vergleich, in dem es festgehalten und verdoppelt werden muss.

Es erscheint nun lohnenswert einen Blick in die Mathematik und Philosophie zu werfen, um zu sehen, wie andere Disziplinen den Zufall sehen und wie sich der ästhetische Zufall davon unterscheidet.

3. Zufall und Naturwissenschaften

Die Gesetze der klassischen Physik sind rein deterministisch, denken wir beispielsweise an Newton. Hier hat der Zufall keinen Platz. Wenn er dennoch einbricht, bewirkt er oft ein chaotisches Verhalten eines Systems.

Es gilt: Lässt sich ein individuelles Ereignis nicht aus seiner Vorgeschichte ableiten, so nennt man dieses Ereignis zufällig. Das passiert, wenn die Ausgangsbedingungen nicht vollständig bekannt sind.

Bei vielen gutartigen Systemen hängt das Ergebnis nicht sehr empfindlich von den Details der Ausgangsbedingungen ab. Ein Beispiel ist das Experiment Galileos, der einen Ball vom schiefen Turm von Pisa warf, um seine Endgeschwindigkeit zu berechnen. Die Position der Hand, die den Ball wirft, ist für das Ergebnis nicht wesentlich relevant.

Chaotische Systeme haben jedoch eine sehr empfindliche Abhängigkeit von den Ausgangsbedingungen. Das Würfelspiel

ist in diesem Sinne chaotisch, weil eine veränderte Handhaltung und eine Vielzahl anderer Parameter für das Ergebnis bestimmend sind.

Zufall lässt sich auch als Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines Ereignisses darstellen. Beim Würfelspiel wird jeder Zahlenwurf als gleich wahrscheinlich angenommen. Davon ausgehend können nun Wahrscheinlichkeiten für Wurfsequenzen errechnet werden.³

In der Kunst besonders interessant ist ja die Herstellung von Zufall. Man kann zum Beispiel sehr einfach Chaos herstellen, indem man eine Folge rekursiver Funktionen verwendet, also Funktionen, bei denen das Ergebnis das Argument der nächsten Funktion wird, also eine Folge von f von f von f von x ...

Schwierig gestaltet sich jedoch die Herstellung von Zufallszahlen. Zufallszahlen werden unter anderem bei verschiedenen Methoden der Statistik benötigt, z. B. bei der Auswahl einer Stichprobe aus einer Grundgesamtheit, bei der Verteilung von Versuchstieren auf verschiedene Versuchsgruppen (Randomisierung) etc.

Man unterscheidet grundsätzlich zwischen nicht-deterministischen und deterministischen Zufallszahlengeneratoren. Nicht-deterministisch ist ein Zufallszahlengenerator dann, wenn er auch bei gleichen Ausgangsbedingungen unterschiedliche Werte liefert. Da ein Computer immer deterministisch arbeitet, muss, um dennoch einen nicht-deterministischen Generator zu erhalten, ein externer, beispielsweise ein physikalischer Vorgang miteinbezogen werden.

Sehr einfache nicht deterministische Zufallszahlengeneratoren sind zum Beispiel das Los-Ziehen oder einfach Würfeln.

Bei deterministischen Verfahren geht man wieder rekursiv vor: das Ergebnis einer Rechnung wird als zufällig interpretiert und direkt als neue Eingabe für eine neue Rechnung verwendet. Bei der Mid-Square-Methode wird so eine fünfstellige Zahl quadriert. Aus der neu entstandenen zehnstelligen Zahl werden die mittleren fünf Ziffern herausgenommen und das Verfahren beginnt von vorn. Es entstehen sogenannte Quasizufallszahlen oder Pseudozufallszahlen. Diese können bei ausreichender Dokumentation reproduziert werden.

Der Nachteil an der Sache ist die häufig auftretende Periodenbildung. Oder das Abstürzen auf die Zahl Null.⁴

Natürlich kann eine zufällige Zahl auch aus einer Reihe von gleichen Ziffern bestehen, aber mit einer solchen Zahl kann niemand etwas anfangen.

Übrigens zählen Auszählreime von Kindern auch zu deterministischen Zufallszahlengeneratoren.

4. Zufall und Philosophie

Wir können jetzt noch einen Blick auf die Philosophie werfen. Gilles Deleuze fordert in seinem Werk immer wieder, den Zufall zu bejahen. Diese ethische Maxime meint aber nicht das Verhältnis, das der Lotto- und Würfelspieler zum Zufall hat, indem er den Zufall kalkuliert.

Diese Affirmation stammt aus der Philosophie Nietzsches. Die Frage lautet hier nicht, ob ein Ereignis stattfindet oder wie es stattfindet, sondern nur wie man es stattfinden lässt. Es meint

nicht, dass das Ereignis bejaht wird, sondern, dass der Bejahende selbst zum Ereignis wird, zum „Schauspieler seiner eigenen Ereignisse.“⁵

Dem Zufall affirmativ zu begegnen heißt seine Notwendigkeit zu bejahen. Diese manifestiert sich im Vielen, im Differenten und so ist der Zufall nicht nur selbst notwendig, er ist auch notwendig vielfältig und wird damit zum Terrain des Spielers: "Den Zufall bejahen können, heißt spielen können".⁶

Zarathustra zeigt, wie das vonstatten geht, und Zarathustras Esel, wie es nicht funktioniert. Dessen I-A, dessen JA ist ein unfreiwilliges, ein ungewolltes, denn der Esel ist überhaupt nicht in der Lage, jemals etwas anders als I-A zu sagen und das vollkommen unabhängig vom Gegenstand.

Affirmation heißt aber auch, Nein zum Nein sagen zu können.

Für Nietzsche stellt sich so das Leben artistisch dar. Der Mensch ist ein Seiltänzer. Der Halt ist minimal, die Gewissheit gering und das Lebensgefühl die Schwebel.

Deleuze rät uns auch, uns von alten Gewohnheiten zu trennen und vielmehr einzusehen, dass Kausalitäten viel zu einfach sind, und es einen guten Grund nur als kontingenten gibt.⁷

Damit bezieht er sich auf Spinoza, der vor dem Glauben an die Ordnung warnt:

„Und weil uns besonders angenehm ist, was wir uns leicht vorstellen können, ziehen die Menschen die Ordnung der Verwirrung vor, als ob die Ordnung, von der Beziehung auf unsere Vorstellung abgesehen, etwas in der Natur wäre.“⁸

Deleuze kritisiert auch die falsche Vorstellung die wir vom Denken haben, nämlich, dass das Denken durch sich selbst denkt.

Man ging davon aus, sagt Deleuze, dass

1. Denken ein Vermögen ist;
2. Irren, nur durch Störung von außerhalb möglich ist;
3. allein die Zuflucht zu einer methodischen Ausrichtung Fehler ausschließt

Dieses Denken, das sich den Verstand als eine Art Insel vorstellt, die autonom ist, vertritt auch Kant in seiner transzendentalen Philosophie.

Was Deleuze meint, lässt sich mit Lacan so ausdrücken:

„Die Geschichte eines Dings besteht ganz allgemein in der Aufeinanderfolge der Kräfte, die sich seiner bemächtigen...“⁹

Er geht davon aus, dass etwas nicht aus sich selbst etwas ist, sondern durch verschiedene Einflüsse von außen zu etwas gemacht wird. Der Zufall ist so eine Kraft, die von außen kommt und eine produktive Rolle einnehmen kann.

John Cages Musik wirkt wie die künstlerische Umsetzung dieser Gedanken. Cage nimmt sich als Komponist zurück, er geht soweit, dass er selbst nur noch die Bedingungen schafft, sodass etwas geschehen kann.

5. Aleatorik und Serialismus als Gattungen der Nicht-intentionalen Werkgenese

Womit wir wieder bei der Aleatorik und der nicht intentionalen Werkgenese sind.

Man kann grob zwei Richtungen unterscheiden:

1. Der erste Typus, die improvisatorisch-indeterminierte, automatische Werkgenese

greift den Topos auf, dass Kunstwerke vor allem aus einer Inspiration des Künstlers entstehen, also irrational. Diese Denkfigur wird im 20. Jahrhundert radikalisiert, bis hin zum Versuch, Werke vollkommen unabsichtlich entstehen zu lassen, als ein *dereglement de tous les sens* (Rimbaud). So entstehen Collagen, action painting, und in der Musik der Free Jazz.

Der Kernsatz könnte also lauten: Das Unbewusste produziert.

2. Die kombinatorisch-determinierte, maschinelle Werkgenese

dagegen betont die Reflexion. Strenge Gesetze auf ein zugrundegelegtes Material angewandt, ergeben das Kunstwerk. Im 20. Jahrhundert wird diese Denkfigur ad absurdum getrieben, sodass Werke vollkommen anonym und ohne menschliche Beteiligung entstehen können. In der Literatur entstehen Würfel- und Zufallstexte, in der Malerei Computerbilder und in der Musik Arten von elektronisch-serieller Klangerzeugung.

Der Kernsatz könnte hier lauten: Das Material oder das Programm produziert.

Diese zwei Denkrichtungen gab es schon früher. Beispielsweise im Barock. Die Gattungen Fantasie und Fuge entsprechen zwei gegensätzlichen ästhetischen und kompositionstechnischen Gattungen. Die eine repräsentiert die künstlerisch freie Form, das freie Fließen, Empfindung und Fantasie, die andere das Gesetz, die Ratio und Form.

Kann man Fantasie und Fuge als Gattung nach den ersten Tönen schon unterscheiden, so wird dies in der Moderne kaum noch möglich. Die einzelnen Gattungen unterscheiden sich hauptsächlich durch den Kompositionsprozess, wie sie komponiert worden sind.

Wer aleatorische Kunst analysieren will, sollte nun wissen, dass diese oft gleichgültig gegenüber dem verwendeten Material ist, dh. sie unterscheidet sich nicht grundlegend dadurch, ob Worte, Zeitungsausschnitte oder Klänge verarbeitet werden.

Außerdem wird eine bloße Produktanalyse oberflächlich bleiben, wenn nicht der Prozess der Werkentstehung miteinbezogen wird.

John Cage war keineswegs von Anfang an ein Komponist, der aleatorisch komponierte. Anfangs komponierte er recht traditionell, war dann Schüler von Arnold Schönberg und erweiterte seine Techniken bis hin zur Zwölftonmusik, in der alle zwölf Töne einer Oktav gleichberechtigt vorkommen dürfen bzw. müssen. Dann ging er aber darüber hinaus, führte die Idee weiter und verwendete alle Klänge aus der Umwelt gleichberechtigt.

Hier wurde er stark von Marcel Duchamps und seinen Readymades beeinflusst, der Umweltgegenstände zu Kunstwerken erhob. Die Hintergrundgeräusche werden zu Cages Readymade-Musik.¹⁰

Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Einfluss auf Cage, wurde vom Zen-Buddhismus ausgeübt. Cage hörte in den 50er Jahren Vorträge des Japaners Daisetz Teitaro Suzuki.

Die Ideen von Suzuki schienen perfekt mit der Kunst der Avantgarde zusammenzupassen.

Zentraler Punkt ist die Vorstellung, dass alles schon von jeher erleuchtet sei. Die meisten Menschen erkennen dies aber nicht, sondern suchen verzweifelt nach irgendetwas außerhalb ihrer selbst Liegenden. So wird ein Schüler, der hinter allem einen

verborgenen, komplizierten Hintergrund vermutet, vom Meister unmittelbar auf die gegenwärtige Situation verwiesen. Auf möglichst banale und zufällige Ereignisse im Hier und Jetzt. Suzuki lehrte, dass es für die Erleuchtung wichtig ist, sich auf das zu beschränken, was wir gerade vor der Nase haben.¹¹

Hier haben wir mit der Bejahung des Augenblicks wieder den Bezug zur Affirmation bei Nietzsche und Deleuze.

Dieses *Offensein für alles* bedeutet aber keineswegs *Tu, was du willst*. Solch eine falsch verstandene Aleatorik sorgt erfahrungsgemäß nur dafür, dass die jeweils bevorzugten und sicher beherrschten Klischees ungehindert reproduziert werden können.

Was Cage will, ist der Versuch, etwas Unvorhersehbares und wirklich Neues entstehen zu lassen. Das beste Beispiel dafür ist sein stilles Stück 4'33". Die unvorhersehbaren Umweltgeräusche erfordern hier also eine Art von Stille, die dadurch entsteht, dass jegliche Intentionen und eigene Vorlieben des Komponisten ruhen. Dadurch wird Raum geschaffen für Neues, für originelle Ergebnisse, die vielleicht sogar vollkommen entgegengesetzt zu den persönlichen Vorlieben des Komponisten sind.

Es gibt andere Komponisten, die das gleiche Ziel mit anderen Mitteln zu erreichen versucht haben.

Dazu gehört Pierre Boulez. Er sagt über seine Absichten:

"I wanted to eradicate from my vocabulary absolutely every trace of the conventional (...), in such a manner that a perfectly new synthesis might arise, a synthesis that would not be corrupted from the very outset by foreign bodies—stylistic reminiscences in particular."¹²

Boulez stimmt bezüglich der Indetermination mit Cage völlig überein.

Das Interessante ist jetzt, dass Pierre Boulez eine völlig andere Kompositionstechnik hat, die man als serielle Musik bezeichnen kann. Damit gilt er allgemein als in der Nachfolge Schönbergs stehend.

6. Structures Ia von Boulez versus Music of Changes von Cage

Das Klavierstück *Structures Ia* ist ein Musterbeispiel serieller Musik.¹³

Man kann sagen, Boulez versucht hier, so viele Parameter wie möglich festzulegen.

- Auswahl und Anordnung der Tonqualitäten
- Auswahl und Anordnung der relativen Zeitdauern
- Auswahl und Anordnung der relativen Intensitäten
- Wahl der Klangfarbe, bzw. Auswahl und Anordnung der Anschlagsarten. (In diesem Stück werden zehn Anschlagsarten verwendet.)

Boulez verhält sich extrem asketisch. Er will eine aus den gewählten Elementen folgerichtig hervorgehende Struktur ganz sauber, quasi in sich wirken lassen. Für ein einfarbiges Gewebe ist daher das Klavier besonders gut geeignet.

Auf diesem Niveau der seriellen Technik kann der Kompositionsvorgang auf drei Arbeitsphasen zurückgeführt werden:

Entscheidung I – Automatik – Entscheidung II

In der ersten Entscheidung werden die Elemente ausgewählt und angeordnet. In der automatischen Phase werden diese Elemente quasi in eine Maschine geworfen, die sie dann zu Strukturen verwebt. In der zweiten Entscheidung werden dann Parameter, die die Maschine nicht bearbeitet hat, nachbearbeitet.

Man könnte jetzt einwenden, dass der Kompositionsprozess einer Dialektik zwischen Freiheit und Zwang entspricht. Dies ist insofern nicht richtig, als die Entscheidung nicht mit Freiheit zu verwechseln ist und die Automatik nicht mit Zwang. Eher trifft das Bild zu, dass man vor einer Reihe von Automaten steht und nun die Freiheit hat, in welchen man einwirft. Oder man baut sich seinen eigenen Kerker, um dann im Kerker beliebigen Tätigkeiten nachzugehen.

Das aleatorische Gegenstück zu *den Structures Ia* von Boulez ist das Stück *Music of Changes* von John Cage.

Cage beschreibt den Kompositionsprozess von *Music of Changes* in einem Brief an Boulez folgendermaßen:

„Du mußt [sic!] dir vorstellen, daß [sic!] ich eine große Menge Zeit damit verbringe, Münzen zu werfen, [...] und die Leere im Kopf, die das mit sich bringt, beginnt auch meine restliche Zeit auszufüllen“.¹⁴

Er ging schließlich dazu über, selbst auf kürzesten Wegen (beispielsweise bei einer Fahrt mit der U-Bahn) Münzen zu werfen und auch andere Leute für ihn Münzen werfen zu lassen.¹⁵

Cage hat bei seiner Komposition der *Music of Changes* mit Kompositionstabellen (engl. Charts) gearbeitet.¹⁶ Die Anregung dazu kam von Pierre Boulez: Im Zuge ihres Briefwechsels erfuhr Cage

„daß [sic!] Boulez Diagramme, die dem magischen Quadrat²⁹ ähnelten als Teil seiner vorkompositorischen Arbeit benutzte und darin Zahlen eingesetzt hatte, um die Reihenbildung strenger zu gestalten.“

Cage begann nun, ausgehend von diesem Hilfsmittel von Boulez zu experimentieren, allerdings mit einem ganz anderen Ziel. Er veränderte Boulez' Idee, indem er nicht mehr Zahlen in die Tabellen eintrug, sondern musikalische Parameter - zunächst Klänge und Klanggruppen/-aggregate - und diese unregelmäßig. Die jeweilige Kompositionsmethode schließlich brachte Bewegungen auf diesen Tabellen ins Spiel, über die Cage sagte:

„Ich kam zu dem Schluss, daß [sic!] ich entsprechend den Bewegungen in diesen Tabellen komponieren konnte, anstatt meinem eigenen Geschmack zu entsprechen.“¹⁷

Während der Serialismus versucht in seiner Strenge ein Gerüst allen Parametern zu Grunde zu legen, wendet Cage ein Verfahren an, wo sich das Detail nicht in die Gesamtheit (den Zusammenhang) integriert. Das hängt damit zusammen, dass Cage von den Verfahren Boulez' inspiriert worden war, sie aber gänzlich anders einsetzte - Cage verwendet Verfahren, die nicht mehr Mittel zum Zweck sind (des Ausdrucks einer Idee), sondern der Zweck selber. Das aus ihnen resultierende musikalische Gebilde ist lediglich als das Ergebnis von Prozessen aufzufassen, welche selbst den Kern der Aussage bilden.

Zum Schluss möchte ich nochmal den Bogen zur Mathematik schlagen.

Wir haben beim Vergleich der Stücke von Cage und Boulez gesehen, dass sich das Ergebnis von völlig unterschiedlichen Kompositionsverfahren überraschenderweise kaum unterscheidet. Das Stück von Boulez, das nach streng seriellen Prinzipien komponiert worden ist, klingt fast genauso wie das Stück von Cage, das durch Würfeln und Tabellen entstanden ist. Diese Ununterscheidbarkeit von Berechnung und Zufall zeigt ein Beispiel vom La Placeschen Dämon.

Angenommen wir könnten alle Gesetze, die Welt bestimmen und den exakten Zustand der Welt. Dann könnte jemand, der über die nötigen Ressourcen verfügte, alle Zukunft vorausberechnen. Doch dies verlangte einen Aufwand, der alle Ressourcen der Welt überschritte. Eine solche Berechnung wäre für uns beschränkte Menschen von einer dem freien Willen unterworfenen, also als zufällig erscheinenden Zukunft nicht unterscheidbar.

Zufall ist demnach auch formal, in einem mathematischen Verständnis, von komplizierter Berechnung nicht zu unterscheiden.

PHILIP UNTERREINER

PHILIP UNTERREINER, GEB. 1989, STUDIERT MUSIKWISSENSCHAFT, GESCHICHTE UND PHILOSOPHIE UND IST DANEHEN AUCH ALS PRAKTISCHER MUSIKER TÄTIG. MOMENTAN BESCHÄFTIGT ER SICH MIT DER NETZWERKTHEORETISCHEN UNTERSUCHUNG DER BRIEFE RICHARD WAGNERS IM RAHMEN EINER MASTERARBEIT. PRO SCIENTIA GEFÖRDERT SEIT 2016.

¹ Die auditiven Materialien wurden auf Mehrspurbandmaschinen übereinander kopiert. Die Dichte der Abfolge der gelesenen Mesostichen entspricht proportional ihrer Verteilung auf die Bücher und Kapitel von Finnegans Wake, projiziert auf die von vornherein anvisierte Gesamtdauer des Werks von ca. einer Stunde. Dagegen wurden die zeitliche Anordnung, Dauer und Stereoposition der Geräusche und Musikstücke nach dem I Ging Zufallsverfahren ermittelt. (Siehe S.7)

² Cage sagte Jahrzehnte später über 4'33'' „Ich glaube, mein bestes Stück, zumindest das, was ich am liebsten mag, ist das stille Stück. Es hat drei Sätze, und in keinem dieser Sätze gibt es einen Ton. Ich wollte mein Werk von meinen Neigungen und Abneigungen befreien, da ich der Ansicht bin, daß Musik nicht von den Gefühlen und Gedanken des Komponisten abhängen darf. Ich habe geglaubt und gehofft, anderen Leuten das Gefühl vermittelt zu haben, daß die Geräusche ihrer Umwelt eine Musik erzeugen, die weitaus interessanter ist als die Musik, die man im Konzertsaal hört.“

³ Gleiches gilt u.A. auch für den radioaktiven Zerfall.

⁴ $62 \times 62 = 3844$
 $84 \times 84 = 7056$
 $5 \times 5 = 0025$
 $2 \times 2 = 0004$
 $0 \times 0 = 0000$

⁵ Gilles Deleuze/Claire Parnet: Dialoge. Frankfurt 1980, zitiert nach: <http://seidel.jaiden.de/affirmation.php>, 17.6.2016.

⁶ <http://seidel.jaiden.de/affirmation.php>, 17.6.2016. Und weiter heißt es: „Der Philosoph, der mit dem Hammer philosophiert, der Umwerter aller Werte, plädiert - wohl nur mit Diogenes, dem Ummünzer, zusammen - für etwas, das wie eine Ethik ausschaut, mithin - unausgesprochen - die Logik des Sinns auf den Höhepunkt treibt: Eine Logik der Bejahung des Vielen, folglich eine Logik der reinen Bejahung, sowie eine Ethik der Freude“. Sie äußert sich, entsprechend der dreifachen Konversion als Tanz, Spiel und Lachen

⁷ Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung. München 1992, zitiert nach: <http://seidel.jaiden.de/affirmation.php>, 17.6.2016.

⁸ Baruch deSpinoza, Die Ethik, zitiert nach: https://books.google.de/books?id=ppvusi0h-qYC&pg=PA121&lpg=PA121&dq=Und+weil+uns+besonders+angenehm+ist,+was+wir+uns+leicht+vorstellen+k%C3%B6nnen,+ziehen+die+Menschen+die+Ordnung+der+Verwirrung&source=bl&ots=os_SFY5UY&sig=ov2yX0VCbys23vmegsrUe_zdOk&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEwj6hlfbgNvOAhVDvBQKHcQODcEQ6AEIjzAD#v=onepage&q=Und%20weil%20uns%20besonders%20angenehm%20ist%2C%20was%20wir%20uns%20leicht%20vorstellen%20k%C3%B6nnen%2C%20ziehen%20die%20Menschen%20die%20Ordnung%20der%20Verwirrung&f=false, 17.6.2016.

⁹ Gilles Deleuze, Nietzsche und die Philosophie, zitiert nach: https://books.google.de/books?id=YkqTHP4P6FkC&pg=PA345&lpg=PA345&dq=Die+Geschichte+eines+Dings+besteht+ganz+allgemein+in+der+Aufeinanderfolge+der++Kr%C3%A4fte,+die+sich+seiner+bem%C3%A4chtigen&source=bl&ots=sDnUf7OrmA&sig=Co6StaMGbemUUR13n3cD1_0c5kY&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEwKquOQgtvOAhVMchQKHXP_DtsQ6AEIIDAB#v=onepage&q=Die%20Geschichte%20eines%20Dings%20besteht%20ganz%20allgemein%20in%20der%20Aufeinanderfolge%20der%20Kr%C3%A4fte%2C%20die%20sich%20seiner%20bem%C3%A4chtigen&f=false, 16.6.2016.

¹⁰ Dreißig Jahre später wird diese Idee dann in einem Genre der Pop Musik kommerziell erfolgreich, das sich Ambient Music nennt. Der Komponist Brian Eno bezeichnet seine Musik so, weil sie einen Raum akustisch möblierten könne.

¹¹ Cage beschreibt seine Ziele so: „Was ich zu erreichen versuche, ist die Freude an jedem einzelnen Augenblick und nicht das Hervorheben eines speziellen Moments. Besondere Momente ergeben sich natürlich, aber ich versuche dafür offen zu sein, dass jeder Augenblick ein besonderer ist.“

¹² [https://en.wikipedia.org/wiki/Structures_\(Boulez\)](https://en.wikipedia.org/wiki/Structures_(Boulez)), 17.6.2016.

¹³ Vgl. Andreas Wildner, John Cages Music of Changes, Bakkalaureatsarbeit, Wien 2012.

¹⁴ Cage zitiert nach: Ebd., S. 12.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Er ermittelt also ein Hexagramm, ermittelt im „I Ging“, welche Nummer es hat, und wählt aus der jeweiligen Tabelle das Element mit derselben Nummer aus. Die Hexagramme ermittelte er, indem er drei Münzen warf um je eine Linie zu bestimmen: warf er drei Mal Kopf, so bekam er eine von einem Kreis/Kreuz unterbrochene Linie, zwei Mal Zahl und einmal Kopf ergab eine durchgehende Linie, zwei Mal Kopf und einmal Zahl ergab eine unterbrochene Linie, drei Mal Zahl eine

durchgehende Linie mit Kreis. Um ein Hexagramm zufällig zu bestimmen muss er nun sechs Mal je drei Münzen werfen (um sechs Linien auf dem geschilderten Weg zu erhalten). Siehe Wildner, 2012, S. 13.

¹⁷ Cage zitiert nach Wildner 2012, S. 13.

Literatur

John Cage, Empty Words. Writings '73-'78, Middletown 1973.
 Ders., Silence. Lectures and Writings, Middletown 1961.
 Claus Grupen, Die Natur des Zufalls, in: Die Künste des Zufalls, Peter Gendolla, Thomas Kamphusmann (Hg.), Frankfurt 1999.
 Wolfgang Coy, Berechenbares Chaos, in: ebd.
 Friedrich Balke, Den Zufall denken. Das Problem der Aleatorik in der zeitgenössischen französischen Philosophie, in: ebd.
 Martin Maurach, Alea et alii. Zufall und Ordnungsbildung in Hörstücken und Gehirnen, in: ebd.
 Holger Schulze, Das Modell der nichtintentionalen Werkgenese. Über Werkgeneratoren zwischen Cage und Frontpage, in: ebd.
 György Ligeti, Entscheidung und Automatik in der Structure I a von Pierre Boulez, in: György Ligeti. Gesammelte Schriften, Monika Lichtenfeld (Hg.), Bd. I, Basel 2007.
 Andreas Wildner, John Cages Music of Changes, Bakkalaureatsarbeit, Wien 2012.

Internetquellen:

https://books.google.de/books?id=ppvusi0h-qYC&pg=PA121&lpg=PA121&dq=Und+weil+uns+besonders+angenehm+ist,+was+wir+uns+leicht+vorstellen+k%C3%B6nnen,+ziehen+die+Menschen+die+Ordnung+der+Verwirrung&source=bl&ots=os_SFJY5UY&sig=ov2yX0VCbys23vmegsrlUe_zdOk&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEWj6hlfbgNvOAhVDvBQKHcQODcEQ6AEIjzAD#v=onepage&q=Und%20weil%20uns%20besonders%20angenehm%20ist%2C%20was%20wir%20uns%20leicht%20vorstellen%20k%C3%B6nnen%2C%20ziehen%20die%20Menschen%20die%20Ordnung%20der%20Verwirrung&f=false, 17.6.2016.

<http://seidel.jaiden.de/affirmation.php>, 17.6.2016.

https://books.google.de/books?id=YkqTHP4P6FkC&pg=PA345&lpg=PA345&dq=Die+Geschichte+eines+Dings+besteht+ganz+allgemein+in+der+Aufeinanderfolge+der++Kr%C3%A4fte,+die+sich+seiner+bem%C3%A4chtigen&source=bl&ots=sDnUf7OrmA&sig=Co6STaMGbemUU R13n3cD1_0c5kY&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEwiKquOQgtvOAhVMchQKHXP_DtsQ6AEIIDAB#v=onepage&q=Die%20Geschichte%20eines%20Dings%20besteht%20ganz%20allgemein%20in%20der%20Aufeinanderfolge%20der%20Kr%C3%A4fte%2C%20die%20sich%20seiner%20bem%C3%A4chtigen&f=false, 16.6.2016.

[https://en.wikipedia.org/wiki/Structures_\(Boulez\)](https://en.wikipedia.org/wiki/Structures_(Boulez)), 17.6.2016.

Miriam Strieder, Innsbruck

Qué sera, sera:

Der Zufall in mittelalterlichen fiktionalen Texten

**1. Der Zufall in der mittelalterlichen Literatur:
Vorüberlegungen**

Der vielleicht begeisterte, vielleicht niedergeschlagene Ausruf „Was für ein Zufall!“ wird von einer Figur einer mittelalterlichen Erzählung nicht zu hören sein. Das liegt besonders daran, dass in der mittelalterlichen Gedankenwelt zwei Konzepte am Werk sind, die mit dem Zufall im heutigen Sinne nichts zu tun haben: Das eine ist Gottes Vorhersehung, bei der kein Platz bleibt für das fast Spielerische des Zufalls. Das andere ist die Gedankenfigur der Fortuna, die mit ihrem sich immer drehenden Rad das wechselvolle Geschick der Menschen illustriert. Keinem der beiden kann man entrinnen, da beide eng miteinander verbunden sind. Während Gottes Vorsehung, *Providentia*, ganz eng mit dem christlichen Glauben verknüpft ist und somit etwas grundsätzlich Positives ist,¹ kann das Gleiche nicht von dem Konzept der Fortuna behauptet werden: Sie ist Sinnbild für ein Schicksal, das nicht abwendbar ist – egal ob dieses nun positiv oder negativ ist. Die Göttin Fortuna kannten schon die Römer und versuchten diese launische Personifizierung mit Opfern gnädig zu stimmen. Diesem Prozess kann man den Versuch einer Sinnstiftung entnehmen: Der planlose Zufall, der Glück oder Unglück bringt, wird zu einer numinosen Macht erklärt.² Damit soll er durch Opfer, Tempelbau und Gebete gnädig gestimmt werden können und dadurch auch berechenbar werden. Bereits vom Kirchenvater Hieronymus wird eine Verbindung von heidnischer Fortuna und Gottes Wille hergestellt – das liegt besonders darin begründet, dass das Christentum die Göttin des Zufalls nicht ausmerzen kann und man so versucht, das Konzept des christlich gedachten göttlichen Willen mit dem der launenhaften Göttin zu verbinden – wohlgemerkt unter Gottes Oberherrschaft.³ Die Fortuna erweist sich aber als hartnäckige Schicksalsmacht, die dem Christentum einiges entgegenzusetzen hat. Dementsprechend nutzt Boethius, Lehrer des Theoderich, die Vorstellung von Fortuna im 5. und 6. Jahrhundert und entwickelt in seiner *De Consolatione Philosophiae/ Vom Trost der Philosophie* das Rad, das aber zuerst als Attribut Gottes gedacht wird:

Detailliert beschreibt er [Boethius], daß der höchste Geist Gottes wie in der Nabe eines Rades im Zentrum konzentrischer Kreise ruht. Um diesen unverrückbaren Mittelpunkt vollzieht sich in immer weiteren und schneller rotierenden Umkreisungen die himmlische, von Gott eingesetzte Ordnung im Lauf der Gestirne, sowie in größerer Entfernung der Gang der Erde mit den auf ihr lebenden Menschen. Boethius spricht hier vom ‚fatum‘, dem Schicksal, welches für ihn identisch ist mit Fortuna [...].⁴

Was also zuerst ein Gleichnis für Gottes Wirken in der Welt ist und ihn als ruhenden Pol darstellt, wird im Laufe der Zeit zum Sinnbild

für die launenhafte Göttin Fortuna, die sich zwar der Oberherrschaft des christlichen Gottes beugen muss, aber ein langes und reiches Nachleben führt. Sie taucht nicht nur in den mittelalterlichen Texten auf, sondern erscheint auch als Figur in der Kunst. Rosetten der Kathedralen werden als Rad der Fortuna gedeutet⁵ und so ist Fortuna ein langes und reiches Nachleben beschert.

Dem Konzept der Fortuna in Verbindung mit Gottes Vorsehung steht die sogenannte *saelde* entgegen. So viel wie Heil oder Segen bedeutend, ist *saelde* das Ziel jeder Figur in den Texten, das eifrig verfolgt wird. *Saelde* ist wesentlich berechenbarer als die launenhafte Fortuna, kann man doch durch gute Taten, angemessenes Verhalten und das Vermehren der *êre*, dem eigenen Ruhm, *saelde* erlangen. Dies inkludiert auch Gottes Gunst und Gnade, die essentielle Bestandteile der *saelde* sind und ohne die der mittelalterliche Mensch, egal ob als Figur im Text oder realhistorische Person, völlig verloren ist.

Was dem Zufall in der mittelalterlichen Literatur am nächsten kommt, ist die *âventiure*. Vom lateinischen *ad-venire* abgeleitet, bedeutet das französische Lehnwort, das zum neuhochdeutschen „Abenteuer“ geworden ist, so viel wie „das, was auf einen zukommt“. Gemeint sind damit die Geschehnisse und Ereignisse, die einem (Artus-) Ritter widerfahren, wenn er in der Wildnis unterwegs ist und dabei nach Bewährungsproben sucht, um seine ritterliche *êre* zu stärken. Folgerichtig erklärt Kalgrenant, Artusritter im *Iwein*, den Begriff *âventiure* folgendermaßen:

daz will ich dir bescheiden baz.
nû sich wie ich gewäfen bin:
ich heize ein riter und hân den sin daz ich suochende rîte,
einen man der mit mir strîfe,
der gewäfen sî als ich.
daz prîset in, und sleht er mich:
gesige aber ich im an,
sô hât man mich vûr einen man,
und wirde werder danne ich sî⁶

Das will ich Dir gut erklären,
Nun schau, wie ich gewaffnet bin:
Man nennt mich Ritter und mein Zweck ist es, dass ich
suchend herumreite
Nach einem Mann, der mit mir kämpft
(und) der gewaffnet ist wie ich.
Das verschafft ihm Ruhm, wenn er mich besiegt.
Besiege aber ich ihn, nimmt man mich als Mann wahr
Und meine Würde steigert sich.

Ritterliche Gegner gehören dabei eher zum normalen Repertoire der mittelalterlichen Erzählungen: Die suchenden Ritter stoßen auf Riesen, Zwerge und Ungeheuer. Besonders

beliebt ist dabei natürlich der Drache, der seinen festen Platz in der mittelalterlichen Literatur hat⁷ und als die ultimative Herausforderung sowohl für den höfischen Ritter als auch für die Helden aus der Heldenepik gilt. Die *aventure* ist also kaum vorhersehbar und eher zufällig begegnet man einem würdigen Gegner in der Wildnis jenseits des zivilisierten Hofes. Wenn einem also beim Zufall im wahrsten Sinne des Wortes etwas (Positives oder Negatives) zu-fällt, kommt dem Ritter bei der *aventure* etwas entgegen. Auch hier ist keine Aussage darüber getroffen, ob das, was dort auf einen zukommt, positiv oder negativ ist. Der Ausruf des Ritters ist also nicht „Was für ein Zufall!“, sondern eher „Was für eine *aventure*!“

Narratologisch betrachtet hat das Fehlen des Zufalls weitreichende Bedeutungen. Es gibt keinen *deus ex machina*, der plötzlich die ganze Erzählung auf den Kopf stellen kann – zumindest nicht für den Erzähler und für den Autor. Weiß ein mittelalterlicher Dichter nicht mehr weiter (was normalerweise nicht passiert, weil er, dank nicht existentem Urheberrecht, aus einem reichen Fundus an Literatur schöpfen kann und gerne eng an Vorlagen arbeitet), dann kann er seinen Figuren nicht plötzlich ungeahnte Kräfte zuschreiben. Zufällig sind die Erzählungen aus dem Mittelalter nämlich ganz sicher nicht. Der Germanist Clemens Lugowski hat dieses Bauprinzip der mittelalterlichen Erzählungen bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts festgestellt und dafür die Begrifflichkeit „Motivation von hinten“ (finale Motivation) als Gegensatz zur „Motivation von vorne“ (kausal-empirische Motivation) geprägt.⁸ Konkret bedeutet das: Mittelalterliche Texte sind immer auf ihr Ende hin konzipiert: Parzival muss am Ende Gralkönig werden, Iwein muss wieder zu Laudine zurück, Erec muss sich mit Enite versöhnen. Wenn das Ende der Erzählung schon am Anfang dem Verfasser, aber meist auch dem Rezipienten, klar vor Augen steht, braucht es weder einen *deus ex machina* noch einen Zufall, der für dieses Ergebnis Schützenhilfe leistet.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Zufall, wie wir ihn heute verstehen, sich in der Göttin Fortuna wiederfindet, die aus dem Bedürfnis heraus entstanden ist, das Unerklärliche und Überraschende des Zufälligen verständlich und begreifbar, vielleicht sogar beeinflussbar zu machen. Diese Göttin erfreut sich einer langen Geschichte und so großer Beliebtheit, dass sie es sogar von paganen Zeiten ins Christentum schafft und dort in Kunst und Literatur ein reiches Nachleben führt. Obwohl Fortuna den Zufall symbolisiert, ist er doch zugleich abwesend in den Erzählungen, in denen alles auf Gottes Wille und Vorsehung zurückgeführt werden kann. Wenn also im Folgenden von Fortuna die Rede sein wird, ist der christliche Gedanke in diesem Konzept immer inkludiert und Fortuna kann im weitesten Sinne mit dem Zufall gleichgesetzt werden, den der moderne Mensch im Rahmen der Aufklärung entmystifiziert hat.

2. Zufall als destruktives Konzept im *Beowulf*

Das altenglische Heldenepos *Beowulf* ist ein einzigartiges Stück Literatur.⁹ Es wurde vermutlich zwischen 650 und 850 in einem der Königreiche der Heptarchie, nämlich in Mercia, verfasst.¹⁰ Teilweise referiert es auf realhistorische Geschehnisse wie den Tod des Königs Hygelac um 521 nach Christus, was zumindest einen gesicherten *terminus post quem* liefert. Vieles am *Beowulf*

ist rätselhaft, taucht doch der titelgebende Held *Beowulf* nur in seinem eigenen Epos auf, während der Text gleichzeitig in einer komplexen Struktur aus Vorausdeutungen und Referenzen auf andere Sagenstoffe des sogenannten *heroic age* der Völkerwanderung verweist und damit für Literaturwissenschaftler, aber auch andere Disziplinen, eine wahre Fundgrube darstellt, da einige der Binnenerzählungen wohlbekannt sind und ein langes Nachleben führen (besonders bekannt ist hier die Sigemund-Episode, die Jahrhunderte später im *Nibelungenlied* mit Siegfried aufgegriffen werden wird), andere hingegen nur aus dem *Beowulf* bekannt sind und wieder einmal aufzeigen, wie viel der frühmittelalterlichen Literatur verloren gegangen ist.

Die Geschichte des Manuskripts ist wechselvoll: Der *Beowulf* wurde zusammen mit einer unvollständigen Judith-Erzählung, der Leidensgeschichte von St. Christopher, einem Text über die Wunder des Ostens und einem Brief von Alexander an Aristoteles überliefert – ganz offensichtlich ist nach dem Gesichtspunkt „Wunder“ oder „mirabilis“ gesammelt und zusammengebunden worden. Ein Brand im 18. Jahrhundert hätte das Manuskript, das ohne große künstlerische Ausgestaltung von Illustrationen oder Initialen gestaltet wurde, fast vernichtet – gerade der zweite Teil, der auch das *Beowulf*-Epos enthält, hatte einige Brandschäden zu verkraften.

Der Inhalt des *Beowulfs* ist schnell erzählt: Das menschenähnliche (?) Monster Grendel sucht jede Nacht die Halle des dänischen Königs Hrothgar heim, um seine Krieger zu entführen und zu fressen. Der Gaute¹¹ *Beowulf* hört von diesen Geschehnissen und macht sich auf den Weg über das Meer, um Hrothgar zu unterstützen und dessen kostbar ausgestattete Halle Heorot von Grendel zu befreien. In einem furchtbaren Kampf Mann-gegen-Ungeheuer besiegt *Beowulf* nur mit seiner bloßen Körperkraft Grendel und an diesem Abend kann in der Halle zum ersten Mal unbeschwert gefeiert werden. Die betrunkenen Krieger fallen danach in einen tiefen Schlaf. Dies nutzt Grendels Mutter, um einen der Krieger zu entführen und zu töten und so ihren Sohn zu rächen. Am nächsten Morgen bricht *Beowulf* zum Sumpf der höllischen Kreatur auf und taucht in ein schlangenseuchtes Gewässer ein, um sich auch Grendels Mutter im Kampf zu stellen und damit wiederum Rache zu nehmen für den Getöteten. Dieser zweite Kampf ist wesentlich gefährlicher als jener mit dem Sohn, aber schließlich geht *Beowulf* auch aus diesem siegreich hervor und wird mit großen Ehren in Heorot empfangen. Nach gegenseitigen Loyalitätsbekundungen der Gauten und Dänen reist *Beowulf* ab und wird in seinem eigenen Land im Laufe der Zeit König. Er hat sich als ausgezeichnete Kämpfer in verschiedenen Schlachten hervorgetan und kann die Feinde seines Volkes in die Schranken weisen, sodass die Menschen unter *Beowulfs* Herrschaft sicher leben und er damit als guter König und Anführer apostrophiert wird. Schließlich sucht ein Drache *Beowulfs* Land heim und verbrennt die Halle des Königs, da dem Ungeheuer aus seinem Goldschatz ein Becher entwendet wurde. *Beowulf*, inzwischen schon ein alter Mann, stellt sich dem Drachen zum Kampf und kann diesen besiegen, muss diese Tat aber mit seinem eigenen Leben bezahlen. Am Ende des Textes steht die Totenklage um den Helden und die düstere Vorahnung auf eine blutige Zukunft.

Die Welt des *Beowulf* ist eine, in der es nur wenige freudige Augenblicke gibt. Dazu gehören die Feste in Heorot, die aber mit einer Vorausdeutung auf kommenden Verrat sogleich in die Perspektive der düster-pessimistischen Grundhaltung des Textes eingeordnet werden. Der Tugendkatalog, der angelegt wird, ist erstaunlich kurz: Mut und Stärke sorgen für das eigene Überleben.¹² Diese Eigenschaften müssen aber für die eigenen Männer eingesetzt werden und dürfen auf gar keinen Fall gegen die eigenen Verwandten oder Gefolgsleute gerichtet sein. Heroische Taten sichern einen guten Namen und damit Ruhm nach dem Tod. Das ist das erklärte Ziel der Helden. Rache und Verrat sind Elemente, die immer wieder, besonders aber in den Binnenerzählungen wie dem *Finnsburg-Fragment*, thematisiert werden und damit illustrieren, dass Gewalt und Fehden an der Tagesordnung stehen.

Diese fatalistische Grundhaltung des Textes wird aber nicht nur durch das Gewaltmonopol verfestigt, sondern auch durch ein grimmiges Konzept von Prädestination, das kaum Platz lässt für den spielerischen Zufall, aus dem sowohl Positives als auch Negatives erwachsen kann. Ähnlich wie das Prinzip des *kismet* funktioniert *wyrd*, das Schicksalswort des Altenglischen. Gemeint ist damit sowohl das überpersonelle Schicksal als auch das persönliche Schicksal, das unter allen Umständen erfüllt wird, wenn Gott nicht eingreift.¹³ Das Wort *wyrd* lässt sich mit dem neuhochdeutschen Verb „werden“ verbinden, das im Deutschen eine der Wurzeln des hochfrequenten Hilfsverbs „sein“ ist und dort die futurische Bedeutung übernimmt. Folgerichtig bedeutet auch *wyrd* so viel wie „das, was sein wird“.¹⁴ Dies kann im paganen Sinn interpretiert werden: Die Nomen, die Schicksalsgöttinnen weben das Schicksal eines jeden Menschen auf ihrem Webstuhl und schneiden irgendwann den Lebensfaden durch, womit das Leben dann beendet ist.¹⁵ *Wyrd* kann aber auch christlich ausgedeutet werden: Gottes Vorsehung hat das Leben eines jeden Einzelnen bereits ‚geplant‘ und in bestimmte Bahnen gelenkt. Aus diesen kann es nur noch durch Gottes Wille und Eingreifen herausgehoben werden.

Da der *Beowulf* von einer Zeit erzählt, als die Protagonisten noch nicht unbedingt einem Christentum anhängen, das die zeitgenössischen Rezipienten und besonders heutige Rezipienten als ein solches auffassen würden, sondern sich die Glaubenswelt der Figuren eher als Amalgam zwischen paganen und christlichen Auffassungen darstellt, ist auch das Konzept eines Lebens nach dem Tod noch nicht eindeutig im Text verankert. Vielmehr wird immer wieder Wert gelegt auf den Ruhm, der über den Tod hinaus bestehen bleiben wird. Dies ist besonders auffällig in Beowulfs Prahlreden, aber auch in Wiglaf's Worten: „[...] Deað bið sella/ eorla gehwyclum þonne edwiflif“ (Der Tod ist besser für jeden Anführer/Earl als ein Leben in Schande)¹⁶ – in diesen wenigen Worten erscheinen das Motto des *Beowulf* und die Motivation für alles Handeln *in nuce*.

Nachdem wir nun also gesehen haben, wie sich die Welt des *Beowulf* gestaltet, wollen wir uns im Folgenden ansehen, was passiert, wenn das, was wir heutzutage als „Zufall“ bezeichnen würden, in diese fatalistisch-stoisch geprägte Welt einbricht. Dies zeigt sich in Beowulfs letzter Rede vor dem finalen Drachenkampf, die immer wieder von der Forschung thematisiert wurde.¹⁷ Hier lässt er nicht nur sein eigenes Leben Revue passieren, sondern berichtet auch, was seinem Ziehvater

Hrethel an Unglück geschieht, das auf reinem Zufall basiert. Folgendes berichtet Beowulf:

Für den ältesten Bruder war ein Totenbett bereitet,
unverdient, durch den Fehler seines Verwandten
Haethcyn erschoss ihn, den Bruder, den Anführer,
mit einem Pfeil von seinem Bogen, dem gebogenen und
hornverbrämten,
verfehlte sein Ziel und traf seinen Bruder,
des einen Sohnes Blut auf dem Schaff des anderen.
Da gab es keinen Weg, für einen so falschen Tod zu bezahlen,
der das Herz erblinden lässt. Und trotzdem: Der Prinz
hatte sein Leben verloren und lag (dort) ungerächt.¹⁸

Deutlich wird hier das Konzept der Rache, die den Schmerz lindern könnte, aber gleichzeitig durch die enge Verwandtschaft der beiden Brüder *ad absurdum* geführt wird: Wäre der Vater doch der, der seinen Sohn entweder töten müsste, um den Tod des ältesten Bruders zu rächen, oder aber von sich selbst als dem Vater sowohl des ‚Täters‘ als auch des ‚Opfers‘ das sogenannte Wergeld zu verlangen hätte.¹⁹ Der so sinnlose Tod des ältesten Bruders, der durch Zufall in die eigentlich nach klaren Gesetzmäßigkeiten (Rache, Ruhm, Kampf, Tapferkeit) funktionierende Welt einbricht, stellt die Figuren der Binnenerzählung vor ein Bewältigungsproblem: Rache kann nicht geübt werden, der ungerächte Tod des Prinzen stellt aber ein psychologisches Problem für den Vater dar. Beowulf bemüht hier den Vergleich von Hrethel mit dem des Vaters eines Diebes, der seinen Sohn am Galgen sieht, und ebenfalls keine Rache verüben kann, weil dieser Tod ein gesetzmäßiger ist. Mit Hrethel, ebenfalls zur Untätigkeit verdammt, geschieht laut Beowulf Folgendes:

Immer, jeden Morgen, erinnert er [Hrethel] sich gut
An den Tod seines Sohnes; er kümmert sich nicht darum,
auf einen anderen Bewahrer der Erbschätze zu warten,
der in der heimatlichen Halle heranwächst, wenn der erste
doch
so eine tödliche Fülle an gewalttätigen Taten erhielt.
Elend sieht er auf die Wohnstätte seines Sohns,
die verlassene Weinhalle, die windzerzauste Bettstatt,
leer der Freude. Der Reiter schläft,
Krieger im Grab, keine Harfenmusik,
keine Spiele im Hof, wie es einmal war.
Dann geht er [Hrethel] zu Bett, singt sein Leid sich vor,
allein, für den anderen; alles erscheint zu groß,
die Felder und das Haus. Auf diese Weise trägt der König der
Weder
in seinem Herzen überfließendes Leid
für Herebeald [Sohn des Hrethel]; er konnte niemals
die Fehde gegen den Töter verfolgen,
noch den Kriegersohn hassen,
hasserfüllte Taten vollbringen, obwohl er ihn nicht liebte.
Wegen dieses Leids, das ihm so viel Bedrang antat,
ließ er die Freude der Menschen hinter sich und wählte Gottes
Licht,
gab seinen Söhnen, wie ein guter Mann,
das Land und die Festen, als er weiterging.²⁰

Die Forschung hat dem Ausdruck „Godes leoht geceas“²¹ (wählte Gottes Licht) keine weitere Beachtung geschenkt, aber

auch das Altenglische lässt hier durchaus die Möglichkeit der Bedeutung eines Selbstmords zu. Im Allgemeinen wird davon gesprochen, dass Hrethel aus Leid über den Tod seines Sohnes und die nicht vorhandenen Rachemöglichkeiten an gebrochenem Herzen stirbt. Auch der Verweis auf ein Leben nach dem Tod wird auf ein absolutes Minimum reduziert: „he of lif gewat“ – er [Hrethel] schritt (watete) aus dem Leben. Wohin Hrethel geht, bleibt offen. Fest steht nur, dass er unfähig ist, mit dem sinnlosen Zufall, der in sein Leben eingebrochen ist, umzugehen und ihm als Alternative nur der Tod bleibt. Über den Todesschützen und Sohn erfahren wir aber nichts, sodass unter anderem der Verdacht geäußert wurde, dass der zufällige Schuss auf den Bruder gar kein Unglück, sondern Absicht war.²² Der Text weist auf eine solche Deutungsmöglichkeit aber nicht hin. Besonders berührend sind die Trauer-Beschreibungen, die kontrastiven Mittel, die Beowulf als Erzähler einsetzt, um zu verdeutlichen, welchen Schmerz Hrethel erleidet. Der Zufall macht die Welt „to rum“²³ (zu groß, geräumig), um erträglich zu sein und so bleibt nur der Tod als Flucht aus dieser zu groß geratenen Welt. Hrethel stirbt einen Tod, der weder heroisch ist, noch seinen Nachruhm mehrt. Vielmehr geht er dank des Zufalls als tragische, aber auch schwache Gestalt in die Erzählung ein. Mitleid mit Hrethel ist zwar deutlich,²⁴ aber solch ein unheroischer Tod wird klar von der Erzählung und dem mit mehr als nur Sympathie verfolgten Helden Beowulf verworfen: Dieser lässt sich auch von seinem eigenen Alter nicht niederdrücken, sondern entscheidet sich für einen heroischen Tod im Kampf gegen den Drachen und damit für den ewigen Ruhm. Folgerichtig gibt es ein Epos *Beowulf*, aber kein Epos *Hrethel*. Dieser ist nur eine Fußnote in der heldenepischen ‚Geschichtsschreibung‘.

In den Ausführungen zum *Beowulf* habe ich die These vertreten, dass es keinen Zufall in der heroischen Welt des altenglischen Epos aus dem Frühmittelalter gibt. Sowohl Gott als auch *wyrd* haben die Kontrolle über das menschliche Leben, das nach unsterblichem Ruhm strebt. Wird etwas thematisiert, was wir als Zufall bezeichnen würden, wird dies in eine Binnenerzählung abgedrängt und ist damit kein Motiv der Haupthandlung, auch wenn es von der Vorgeschichte des Titelhelden erzählt. Es bleibt damit ohne weitere Konsequenz für die Haupthandlung und deren Ausgang, dient höchstens als Kontrast zum heroischen Beowulf. Im Gegenteil wird deutlich, welche Hilflosigkeit im Umgang mit dem als sinnlos und chaotisch empfundenen Zufall herrscht: Der Tod bleibt als einzige Alternative, der allerdings von Leid und nicht heroischem Mut und der entsprechenden Kampfesstärke geprägt ist, sondern mehr charakterisiert wird durch das allmähliche Nachgeben und Aufgeben, was dem frühmittelalterlichen Bild eines ‚guten Todes‘ diametral entgegensteht. Für den Zufall gibt es keine angemessene Handlungsmöglichkeit und so darf dieser Zufall dem eigentlichen Helden der Erzählung nicht passieren. Im Gegenteil werden alle Kämpfe fast schon penibel motiviert.²⁵ Beowulf lebt in einer zufallslosen Welt, in der der Zufall die größtmögliche Katastrophe darstellt. Dies ist der Blick eines frühmittelalterlichen Texts auf die Welt und den Zufall – im Folgenden soll die Perspektive der sogenannten nachklassischen Artusromane mit der *Krone* und dem *Wigalois* untersucht werden.

3. Was passiert, wenn das Rad stillsteht:

Fortuna und *Diu Crône* von Heinrich von dem Türlin

Ungefähr ein halbes Jahrtausend trennt den *Beowulf* von der *Krone* Heinrichs von dem Türlin.²⁶ Die *Krone* ist der Gattung des höfischen Romans zugeordnet und gehört dort zu den Artusromanen. In der Tat spielt der legendäre König im Werk eine vergleichsweise große Rolle. Hier treffen wir nicht nur den suchenden Ritter (*chevalier errant*) aus den Vorüberlegungen wieder, sondern werden auch reichlich mit *âventiuren* konfrontiert, die zu bestehen sind. Lange verschrien als epigonales Werk der großen Klassiker von Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach gelangte die *Krone* in den letzten Jahren vermehrt in den Fokus der Forschung und einige Passagen haben die Forschung zu einschlägigen Publikationen angeregt. Dem Leser des mehr als 30.000 Verse umfassenden Werks bietet sich eine Welt aus überbordender Fantasie, dunklen und rätselhaften Stellen wie den Wunderketten, die sich einer Deutung konsequent entziehen, aber trotzdem von bestechender Klarheit zu sein scheinen und den Leser in ihren Bann ziehen. Eine Inhaltszusammenfassung erscheint angesichts dieser Fülle fast unmöglich. Der Erzähler folgt dem musterhaften Artusritter Gawein auf seinen *âventiuren*, bei denen er eine Ehefrau erwirbt und dabei sich selbst vergisst, in denen er aber auch die Frau König Artus' rettet, einen Doppelgänger bekommt, auf die Suche nach dem Gral geht, jeder Menge wundersamer Dingen begegnet und auch bei Frau Saelde einkehrt. Diese Passage ziemlich genau in der Mitte des Werks soll im Folgenden von besonderem Interesse sein. Bevor wir uns aber dem Besuch des Musterritters Gawein bei Frau Saelde, der personifizierten Darstellung des Glücks,²⁷ widmen, gibt es aber eine weitere Stelle, die von besonderem Interesse ist, denn auch hier ist das zentrale Thema das „gelücke“, das ausgerechnet Gawein, der Glücksritter im besten Sinne des Wortes, so beschreibt:

‚Gelück ist manigen rîche,
manigen ist ez arm.
Disem machet ez ze warm,
da wider jenem ze kalt.
Sîn ambet ist manicvalt,
beidiu snel unde laz.
An im ist minne und haz,
ez ist siech und gesunt,
ez ist heil unde wunt,
[...]
Sîn nam ist manic nam.
Ez gesiht und ist blind.
Ez ist als ein grôzer wint,
der wider und vûr waet.
Niendert ist ez staet
Wan an unstaet aleine.
Ez ist sûber und unreine,
[...]
Ez vellet unde sfiget,
ez neiget und siget,
[...]
Alle, die in der werlt lebet,

die lebet nâch sînem willen.

[...]

Ez muoz vil gar bedenken,

wes al diu werlt bedarf.

Swer Glûckes helf ie verwarf,

dem muost misselingen.

Ich hân an allen dîngen

Alle sîn unstaet ervar.

[...] ²⁸

Vielen ist das Glûck reich,

vielen arm.

Jenem heizt es ein,

diesen lâsst es frieren.

Seine Aufgabe ist vielfältig,

beides schnell und langsam.

Liebe und Hass sind beide an ihm

Es ist krank und gesund,

es ist heil und wund.

[...]

Sein Name sind viele Namen.

Es ist sehend und blind.

Es ist wie ein Sturmwind,

der hin- und herweht.

In nichts ist es beständig,

außer an Unbeständigkeit alleine.

Es ist sauber und schmutzig

[...]

Es fällt und steigt,

es macht verlieren und gewinnen.

[...]

Alle, die auf der Welt leben,

leben nach seinem Willen.

[...]

Es muss recht viel bedenken,

was alle Welt braucht.

Wer auch immer je die Hilfe des Glûcks ausschlug,

dem musste es misslingen.

In allen Dîngen habe ich

Seine Unbeständigkeit erlebt.

[...]

Gawein, Liebling des Glûcks, spricht hier aus einem Inkognito heraus, womit seine Ich-Aussagen nicht sehr belastbar sind, im Gegenteil zeugen sie im weiteren Verlauf eher von einer ironischen Haltung zum eigenen Selbst. Bemerkenswert ist nicht nur die bis zum Exzess betriebene antithetische Darstellung des Schicksals, sondern die damit einhergehende Allmacht, die besonders deutlich wird in der Aussage, dass das Glûck sozusagen aktive Vorsorge für alle Menschen treffen muss – jeder hat Anspruch auf ein eigenes Schicksal und damit ein eigenes Leben, eine eigene Wahrnehmung und einen eigenen Charakter – eine extrem moderne Auffassung von der Einzigartigkeit jedes einzelnen Menschen. Von Zufall kann aber auch hier keine Rede sein; vielmehr erinnert die Darstellung an die Nornen: Eben nichts bleibt dem Zufall überlassen; stattdessen ist in der Allmacht und Omnipräsens des Glûcks gar kein Platz für das Zufällige.

Das Glûck, das Gawein hier schon fast wie in einem Liebeslied ‚besingt‘²⁹, erscheint im Verlauf des Romans allerdings als Frau Saelde, die gemeinhin als Heil und Segen aufgefasst wird.

Problematisch erweist sich Heinrichs Darstellung, da Frau Saelde mit dem für Fortuna typischen Rad versehen ist und neben ihr ihr Kind „Heil“ sitzt.³⁰ Bevor man ihr allerdings begegnen kann, muss man als Ritter einiges auf sich nehmen: Zuerst muss ein bängstiger Drache besiegt werden,³¹ dessen Feuer nicht nur den nahen Wald in Schutt und Asche legt, sondern auch Schild, Rüstung und Pferd von Gawein in Flammen aufgehen lässt – von dem eigentlichen Ritter ist also nichts mehr übrig und er ist völlig auf sein Selbst reduziert, wenn er in den eigentlichen Kampf mit dem Ungeheuer tritt. Allegorisch gelesen muss also zuerst das Böse oder der Teufel besiegt werden, um den Weg zur Saelde weitergehen zu können. Nach dem Drachenkampf ist Gawein nackt,³² von seiner Identität als Ritter und als Gawein ist also in äußeren Zeichen nichts mehr übrig. Dies kann als Initiationsprozess gelesen werden, in dem der Held auch die Welt wechselt und in die sogenannte Anderwelt übertritt³³ – hier muss sowohl Gawein als auch der Rezipient mit allem rechnen und besonders können sich beide nicht mehr darauf verlassen, dass physikalische Gesetze und Gesetze ‚normalen‘ Erzählens weiterhin gültig sind.

Dies wird auch quasi sofort deutlich, denn Gaweins nächster Gegner auf dem Weg zu Frau Saelde ist ein Ritter mit dem Namen Laamorz. Schon im Namen steckt der Tod, aber auch die Liebe.³⁴ Mit diesem entbrennt ein heftiger und langer Kampf.³⁵ Beide, Liebe und Tod, bieten passende Interpretationen, gibt doch der Ritter selbstbewusst an, dass er nie geglaubt hätte, dass jemals ein Ritter geboren werden würde, der ihn besiegen könnte,³⁶ und so klingt in den Worten von Laamorz auch eine Warnung mit: „Dessen [Mehren von Gaweins êre] könnt Ihr Euch meinerseits sicher sein, solange Euch die Ehre gegeben ist, dass Ihr mich besiegt habt“³⁷ – dauerhaft scheint der Zustand also nicht zu sein; ein dauerhafter Sieg über Tod oder Liebe ist eben auch nicht möglich.

Nach diesem ritterlichen Zweikampf und Sieg kann Gawein weiterreisen und kommt mit einem Boot zu einer Insel inmitten eines Sees. Hier residiert Frau Saelde, deren prachtvoller, mit Edelsteinen besetzter Palast ausführlich beschrieben wird³⁸ – in deren Licht und Leuchten gibt es keine Nacht. Gleichzeitig ist die Edelsteinmetaphorik das durchgehende Thema und schon fast Leitmotiv des Romans und mit den ‚angehäuften‘ Edelsteinen in dieser Episode wird diese als zentrales Element im Verlauf des Romans ausgezeichnet. Wie oben schon erwähnt erscheint Frau Saelde hier zusammen mit ihrem Kind, dem Heil, und ihrem Rad. Beide, Heil und Saelde, weisen eine frappierende Ähnlichkeit zur allegorischen Gestalt Frau Welt auf:³⁹ Ist diese von vorne betrachtet wunderschön und von hinten von Ungeziefer zerfressen, sind Frau Saelde und das Heil rechts schön, kostbar gekleidet und gesund, während ihre linke Seite ärmlich und krank ist.⁴⁰

Sobald Gawein den Raum betritt, in dem Frau Saelde, Heil und das Rad sich aufhalten, steht letzteres still und fast schon operettenhaft beginnen die Menschen, die am Rad befestigt sind, zu singen,⁴¹ um Gawein zu begrüßen. Gleichzeitig werden Frau Saelde und auch das Heil beiderseits schön und ansehnlich.⁴² Dies weist Gawein, den ohnehin schon vorbildlichen Ritter, nun als Glûckskind und quasi Erlöser aus:⁴³ Er kann den Lauf der Welt und des Schicksals anhalten und sogar die launenhafte Göttin dazu bringen, ihre negative Seite abzulegen. Die Saelde schaltet mit ihrer schieren Existenz und

durch den Effekt von Gaweins Erscheinen jeden Zufall und auch jegliche Möglichkeit des Zufalls aus: Sieg und Segen sind für Gawein reserviert⁴⁴ und der Ewigkeitsanspruch des Artushofs wird sozusagen von höchster Instanz beglaubigt: Frau Saelde überreicht Gawein als Boten einen Ring, der dafür sorgt, dass Artus' Herrschaft ewig währen wird.⁴⁵ Interessant ist dabei aber, dass trotz der oben explizierten Allmacht des Zufalls trotzdem ein Dingsymbol (Ring) nötig ist und dieses während der weiteren Handlung entwendet und zurückgewonnen werden muss. Auch dies geschieht aber natürlich nicht zufällig, sondern zeigt nur an, dass auch die Gunst der Frau Saelde dem menschlichen Sinnen und Trachten unterworfen ist und daher den typisch wankelmütigen Charakter erhält.

Diese so zentrale Episode, die weitreichende Konsequenzen für die folgende Handlung hat (staete-Probe Gaweins in der zweiten Wunderkette, Ring für Artus, Verlust und Wiedererlangen des Rings und weiterer magischer Artefakte) wird mit den lakonischen Worten „dirre âventiure was er vrô.“⁴⁶ (Über diese Erlebnisse war er [Gawein] froh.) regelrecht lapidar beendet. Es erfolgt keine Einordnung dieser Episode in einen (heilsgeschichtlichen) Kontext, auch eine weitere Ausdeutung durch einen Erzählerkommentar gibt es nicht. Der Rezipient muss selbst einen Sinn aus der Textstelle erfassen. Auffällig ist allerdings auch, dass der Rezipient sich auch nicht an dem mustergültigen Gawein orientieren kann. Dieser sonst so eloquente Ritter⁴⁷ schweigt sich von Vers 15610 bis zum Ende der Episode aus und richtet kein einziges Wort an Frau Saelde – kein sehr höfisches Verhalten gegenüber einer Dame.

Ähnlich schweigsam geht die Forschung mit dieser Episode um. Darin spiegelt sich aber eine recht große Ratlosigkeit wider: Knapp immerhin stellt fest, dass Frau Saelde die „Heilsgöttin Gaweins und Artus“ sei.⁴⁸ Mentzel-Reuters setzt sich mit der Vermutung auseinander, dass Fortuna/Saelde mit Maria in Verbindung zu bringen sei, verwirft diesen Gedanken schlussendlich aber.⁴⁹

Insgesamt kann man die doch recht rätselhafte Episode mit Frau Saelde am ehesten mit Hilfe zweier lateinischer Sprichwörter verstehen; Sallust sagt: „Fortuna meliores sequitur“ und ein weiterer Ausdruck lautet: „Fortes Fortuna aduavit“⁵⁰ – beides beweist Gawein zur Genüge und dementsprechend hold ist ihm auch die Schicksalsgöttin, in deren Welt kein Platz ist für den Zufall, der den Ausnahmeheld ja auch seinen Ruhm kosten könnte. So bleibt also nur die wiederum fatalistische Grundhaltung: „Swaz geschehen sol, daz geschicht“⁵¹: Was geschehen soll, das geschieht. Qué sera, sera. Ein sich drehendes Schicksalsrad ist dafür aber nicht vonnöten.

4. Die instrumentalisierte Fortuna: Der Wigalois des Wirnts von Grafenberg

Der *Wigalois* des Wirnt von Grafenberg ist ebenfalls ein Artusroman, der nicht nur von dem uns schon bekannten Gawein erzählt, sondern besonders die *âventiuren* seines Sohnes, Wigalois, zum Thema hat.⁵² Dass dabei Inkongruenzen zu anderen Artusromanen auftauchen, stört das mittelalterliche Publikum nicht weiter. Der *Wigalois* wird ebenfalls als nachklassischer Artusroman verstanden, bietet aber im Gegensatz zur *Krone* nicht die unübersichtliche Materialfülle,

sondern weist eine recht stringente Handlung auf. Zuerst wird die Elternvorgeschichte des Helden Wigalois erzählt: Gawein kommt (nicht ganz freiwillig) in das Land des Königs Joram und heiratet dort dessen Nichte Florie. Als diese schwanger ist, verlässt er sie, um an den Artushof zurückzukehren. Eine Rückkehr in Jorams Land ist nicht möglich. Nach einigen Jahren erscheint Wigalois am Artushof und wird von Gawein in der Ritterschaft unterwiesen, ohne dass Vater und Sohn sich erkennen. Nach der Schwertleite des jungen Mannes zieht dieser mit einer Botin auf *âventiure* und besteht dabei diverse Proben, um sich als würdig für die eigentliche Hauptaufgabe zu erweisen. Dabei geht es darum, das Land der Königin Larie vom Teufelsbündner Roaz zu erlösen. Als Belohnung erhält Wigalois Larie zur Frau und wird König über deren Land. Mehr in einem Nachgedanken zieht Wigalois aus, um den Tod eines Hochzeitsgastes am König von Namur zu rächen. Wigalois ernennt einen Statthalter über die Festung und nach einer Reise an den Artushof kehren er und Larie in ihr eigenes Land zurück. Larie gebiert Lifort Gawanides, der die Dynastie Gaweins fortsetzen wird.

Im Folgenden soll uns die Verwendung des Schicksalsrades interessieren, das über lange Zeit das Wappenzeichen von Wigalois ist.⁵³ Die Wappensymbolik ist im Mittelalter kein nebensächliches Schmuckwerk, sondern dient gerade im Kampf und Turnier zu der Erkennung – ansonsten ist diese auch kaum möglich, wenn sich Ritter in voller Panzerung begegnen. Wappen und deren Symbole sind also als erweiterte Identität zu verstehen. Wigalois wählt sich sein Wappen nach einem Kunstwerk in seinem Heimatland aus, das so beschrieben wird:⁵⁴

Ûf des künigs veste
Was daz aller beste
Werc von rôtem golde
Gegozzen, als er wolde:
Ein rat, enmitten Ûf den sal;
Daz gienc Ûf und zetal;
Dâ wâren bilde gegozzen an,
iegeleichz geschaffen als ein man.
Hie sigen diu mit dem rade nider,
sô stigen d'andern Ûf wider;
sus gienc ez umbe an der stat;
daz was des gelückes rat.
Ez hêt ein paffe gemeistert dar;
Von rôtem golde was ez gar.
Ez bezeichent daz dem wirte nie
An deheinem dinge missegie,
wan daz gelücke volget im ie.

In der Burg des Königs
Befand sich das allerbeste Kunstwerk,
aus rotem Gold gefertigt nach seinen Wünschen:
Ein Rad mitten im Saal,
das auf- und niederging.⁵⁵
Daran waren Figuren befestigt,
jede davon wie ein Mensch geformt.
Hier sanken die einen mit dem Rad nieder,
dort stiegen die anderen wieder auf;
so drehte es sich auf der Stelle;
das war das Rad des Glücks.
Ein Gelehrter hatte es angefertigt,
es war ganz aus rotem Gold.

Es bedeutete, dass dem Hausherrn nie
Etwas misslang,
denn das Glück folgte ihm stets.

Ohne rechten Handlungszusammenhang wird dieses Rad beschrieben und im Gesamtzusammenhang könnte diese Beschreibung auch einfach weggelassen werden. Es scheint einzig der Auszeichnung des Königs Joram zu dienen, dessen durchaus selbstbewusstes Symbol die launenhafte Fortuna ist. Für ihn gibt es aber anscheinend nur einen Weg des Glücksrades, nämlich den nach oben. Damit ist die Fortuna für Joram funktionslos geworden und gleiches gilt auch für Wigalois. Dieser wählt sich, in Anlehnung an seine Heimat, das Glücksrad als Wappen auf Schild und Helm,⁵⁶ was sich dann auch in seinem Erfolg in den zu bestehenden Kämpfen niederschlägt. Bemerkenswert ist allerdings, dass Wigalois gleichzeitig ebenfalls wie eine Erlöserfigur konzeptualisiert wird: Für das Land Kornfin ist er der präfigurierte Erlöser – mit Christi Hilfe kann ihm die Heldentat also gar nicht mehr misslingen. Dies zeigt sich besonders in der Szene mit dem Schwertrud, einem pervertierten Fortuna-Symbol:

Dar ûf harte rîche
Von marmel ein tor gemûret lac,
des ein rat von êre pflac.
Daz lief umbe vor dem tor
Ûf isenînen siulen enbor.
Ez treip ein wazzer daz was grôz
[...]
Mit scharfen swerten was ez gar
Und mit kolben wol beslagen.
Darauf [gemeint ist eine Brücke] lag ein
Prächtiges, aus Marmor gemauertes Tor,
vor dem ein Rad aus Erz Wache schob.
Das drehte sich vor dem Tor
Auf einer eisernen Säule.
Es wurde von dem Wasser angetrieben, das groß war.
Mit scharfen Schwertern war es rundherum
Und mit Kolben beschlagen.⁵⁷

Der Teufelsbündner Roaz, der diese Monstrosität erschaffen hat,⁵⁸ versucht sich also auch die Fortuna mit dieser Verzerrung gefügig zu machen und den Zufall für sein Projekt, nämlich seine Herrschaft im Lande Kornfin, einzuspannen. Natürlich muss ihm das misslingen, denn Jesus selbst fügt es, das Rad anzuhalten⁵⁹ und so Wigalois den Zugang zum Land zu ermöglichen. Wieder also ist der Zufall und sinngemäß der Weltenlauf für den Erlöser angehalten, womit die Figur ausgezeichnet wird.

Insgesamt allerdings ist die Fortuna im *Wigalois* zum reinen Wappenemblem verkommen; eine direkte Funktion erfüllt sie nicht mehr und bietet auch keinen Handlungsanstoß wie in der *Krone*. Sie wird zu einem zifferbaren Konzept, mit dem man den Ausnahmehelden auszeichnet.⁶⁰

5. Fazit: Der Zufall und die mittelalterliche Literatur

Der Zufall spielt, wie wir in den obigen Beispielen gesehen haben, keine Rolle in der mittelalterlichen Literatur. Vielmehr

wird aus ihm eine Art ‚Kunstgriff‘ gemacht, mit dem man Handlungen anstoßen kann oder sogar neue Figuren oder Bedeutungsperspektiven gewinnt – wohlgermerkt immer unter dem Aspekt der Fortuna, der *saelde* oder der *Providentia*. Zufällig kann eine *aventure* sein, die aber selbstverständlich auch unter Gottes Vorsehung und der Regentschaft von Fortuna steht und mit der man im besten Fall *saelde* erlangt. Unter diesen Voraussetzungen tut sich die Mediävistik schwer mit Fragen nach der Individualität der Figuren, nach freiem Willen und dem Ansatz, dass gerade die Artusromane hartmannscher oder wolframscher Prägung als Entwicklungsromane⁶¹ zu lesen seien. Auch wenn hier nicht alle Facetten dieses vielfältigen Themas aufgezeigt werden konnten, sollten doch grobe Tendenzen mit dem Umgang von Zufall und damit dem Einbruch des Planlosen und Chaotischen in die Erzählungen erarbeitet werden, die der Motivation von hinten, die Lugowski schon früh ausmacht, diametral entgegen stehen. Diese Bauform schränkt aber die Faszination der Texte nicht ein, macht sie jedoch für moderne Rezipienten nur schwerer zugänglich, weil für uns fremde Konzepte hinter den Texten stehen und deren Struktur sowie Handlung maßgeblich beeinflussen.

Die Wirkung des Zufalls sollte man aber für die Mediävistik keinesfalls unterschätzen. Wie beim *Beowulf* recht ausführlich gezeigt, sind Niederschrift und Überlieferung einzelner Texte leider (!) sehr stark vom Zufall geprägt. Einige Schätzungen gehen davon aus, dass nur etwa ein Siebtel aller Texte aus dem Mittelalter bis in die heutige Zeit überlebt haben. Hemingways Iceberg-Theorie wird hier traurige Wahrheit und stellt die Forschung oftmals vor große Probleme. Glücksfunde wie das *Hildebrandslied* auf den Buchinnendeckeln eines Codex' zeigen immer wieder, wie wenig Bedeutung und Wert gerade in der Frühzeit der volkssprachlichen Überlieferung beigemessen wurde. Dieses Selbstbewusstsein der volkssprachlichen, fiktionalen Literatur musste sich erst langsam und mühsam entwickeln, aber auch in späterer Zeit zeugen unikale Überlieferungen wie die der *Kudrun* oder des *Erec*, beide nur im Ambraser Heldenbuch aus dem frühen 16. Jahrhundert erhalten, von einer problematischen Überlieferungslage. Zufälle und Zufallsfunde stellen sich also als wahre Glücksfälle für das Fach dar und beleben die Diskussion stets aufs Neue. Ist auch der Zufall in den Texten selbst regelrecht ausgemerzt, so muss er doch den Textzeugen hold sein und sie vor Bränden, Tintenfraß, Ungeziefer, Feuchtigkeit und natürlich auch vor Wiederbenutzung des Pergaments durch Abschaben des bereits vorhandenen Texts behüten – in diesem Sinne ist der Zufall ein nicht zu unterschätzendes und überaus wichtiges Element im Kontext der mittelalterlichen Texte und der gesamten Disziplin, ebenso wie den Nachbardisziplinen der Geschichtswissenschaft, Kunstgeschichte, Ethnologie, Archäologie und anderen, die tief in die Vergangenheit schauen wollen.

MIRIAM STRIEDER

ist am 09.07.1988 in Lahnstein, Rheinland-Pfalz, Deutschland geboren und hat ihr Abitur im März 2008 am Sophie-Hedwig-Gymnasium Diez, RLP, Deutschland gemacht. Danach studierte

sie an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz und an der York University, Toronto, Kanada Deutsch und Englisch für das Lehramt an Gymnasien. Ihre Abschlussarbeit schrieb sie über die Funktion von Erinnerung in Theodor Storms Novellen. Seit März 2015 ist sie als Universitätsassistentin an der Universität Innsbruck angestellt und arbeitet an ihrer Dissertation über die Kultivierung des Heroischen im 13. Jahrhundert. PRO SCIENTIA Geförderte seit 2016.

¹ Noch heute findet sich die stoische Aussage: „Der Mensch denkt, Gott lenkt“, bei der Resignation und Gottvertrauen kaum voneinander zu trennen sind.

² Vgl. Meyer-Landrut, Ehrengard: *Fortuna. Die Göttin des Glücks im Wandel der Zeiten*. München 1997, hier S. 7.

³ Vgl. Ebd., S. 29.

⁴ Ebd., S. 32.

⁵ Vgl. ebd., S. 43.

⁶ Hartmann von Aue: *Iwein*. 4. Auflage. Berlin 2001, hier Vers 527 – 537.

⁷ Vgl. zur Rolle des Drachen Rebschloe, Timo: *Der Drache in der mittelalterlichen Literatur Europas*. Winter 2014 sowie Koch, Sebastian: *Der Kampf gegen den egesfichen trachen. Zur narrativen Funktion des Topos vom Drachenkampf in vergleichender Perspektive*. Göppingen 2016.

⁸ Vgl. Lugowski, Clemens: *Die Form der Individualität im Roman: Studien zur inneren Struktur der frühen deutschen Prosaerzählung*. Berlin 1932.

⁹ Die altenglische Literaturgeschichte kann wie andere Überlieferungen aus der frühmittelalterlichen Periode auf nicht sehr umfassende Textcorpora zurückgreifen. Die Periode des Altenglischen endet quasi schlagartig mit der Eroberung des angelsächsischen Englands durch die Normannen unter Wilhelm dem Eroberer 1066. Danach ist die Sprache der Oberschicht, die in dieser Zeit auch Literatur produziert oder deren Produktion fördert, das Altfranzösische. Dies sollte bis ins 13. Jahrhundert so bleiben – erst dann wird das Mittelenglische wieder Hofsprache in England.

¹⁰ Alle folgenden Angaben sind dieser Ausgabe entnommen: *Beowulf*. Übersetzt, mit Einleitung und Kommentar versehen von Howell D. Chickering, Jr. New York 1989.

¹¹ Gauten sind eine Untergruppe der Goten, deren größter Teil sich im Laufe der Völkerwanderung auf den Weg nach Süden macht und sich dort in die Untergruppen West- und Ostgoten aufspalten. Die gotische Sprache, die in der Wulfila-Bibel überliefert ist, ist das früheste Dokument der germanischen Sprachen, das heute noch existiert.

¹² Vgl. Chickering, S. 272.

¹³ Der *Beowulf* bietet eine faszinierende Mischung aus christlichen Motiven und paganen Elementen. So kann zum Beispiel Gott, offensichtlich christlich und im Sinne des Alten Testaments gedacht, auch das *wyrd* außer Kraft setzen.

¹⁴ Vgl. Chickering, S. 269.

¹⁵ Zu einer genauen Interpretation der Begriffe für Schicksal und ihre Verbindungen zur germanischen Religion vgl. Smithers, G.V.: „Destiny and the Heroic Warrior in *Beowulf*“. In: *Philological Essays. Studies in Old and Middle English Language*

and Literature. Hg. Von James L. Rosier. Paris 1970, S. 65 – 81, hier besonders S. 66 – 68.

¹⁶ *Beowulf* Vers 2890/1.

¹⁷ Vgl. dazu u.a. Georgianna, Linda: „King Hrethel's Sorrow and the Limits of Heroic Action in *Beowulf*.“ In: *Speculum* 62/4 (1987), S. 829 – 850.

¹⁸ *Beowulf*, Vers 2435 – 2443. Meine Übersetzung sowie die Übersetzung weiterer Textstellen aus dem *Beowulf* folgt der *Chickering*s. Das altenglische *morpor-bed* verlangt eigentlich die Übersetzung *Mordbett*, würde aber den Sinn der Passage verfälschen.

¹⁹ Das Konzept des Wergeldes findet sich in vielen Überlieferungen der germanischen Tradition: Ein Menschenleben hat in der Gesellschaft einen festen Preis, der gezahlt werden muss, um die Blutrache abzuwenden. *Werb* bedeutet dabei *Mann*; das gleiche Bauprinzip liegt dem Kompositum *Wer-Wolf* (*Mann-Wolf*) zu Grunde. Berühmtestes Wergeld in der germanischen bzw. nordischen Tradition ist das, das für Ótr gezahlt wird und das später *Siegfried* bzw. *Sigemund/Sigurd* von dem Drachen *Fáfnir* erringt (vgl. *Volsunga Saga*). Im *Nibelungenlied* wird daraus der *Nibelungenhort*.

²⁰ *Beowulf*, Vers 2450 – 2471.

²¹ Ebd. V. 2469

²² Vgl. dazu Williams in Georgianna, S. 837.

²³ *Beowulf*, V. 2461.

²⁴ Vgl. dazu Irving in Georgianna, S. 832 sowie Pope, John C.: „*Beowulf's* Old Age.“ In: *Philological Essays. Studies in Old and Middle English Language and Literature*. Hg. Von James L. Rosier. Paris 1970, S. 55 – 64, hier S. 61.

²⁵ *Grendel* überfällt die Halle, weil er sich am Gesang und an der Schöpfungsgeschichte des *Scops* stört, *Grendel's Mutter* tötet einen Gefolgsmann aus Rache für ihren Sohn. Der Drache verwüstet das Land, weil ein Dieb einen Becher aus seinem Goldschatz entwendet hat, um damit eine Schuld abzutragen. Teilweise gehen also die Begründungsketten mehrere Instanzen in die Vergangenheit – nichts bleibt dem Zufall überlassen.

²⁶ Im Folgenden wird nach der Ausgabe von Gudrun Felder zitiert: *Heinrich von dem Türflin: Diu Crône*. Berlin 2012. Als Entstehungszeitraum werden für die *Krone* in der Forschung die Jahre um 1230 angenommen. Da Heinrich eine Vielzahl von deutschen, lateinischen und altfranzösischen Texten in Anspielungen, Übersetzungen und teilweise direkten Zitaten verarbeitet hat, hat der Philologenfleiß eine recht genaue Datierung ermöglicht.

²⁷ Die Grenzen zur Allegorie scheinen hier fließend zu sein.

²⁸ *Diu Crône*, Vers 6017 – 6076. Die Passage ist aus Antithesen aufgebaut, deren Sinn die Illustration der Widersprüchlichkeit des Glücks ist. An dieser Stelle werden nur Auszüge präsentiert, da die restlichen Verse keinen neuen Erkenntnisgewinn bereithalten. Interessant ist hier, dass *Gawein* vom „gelücke“ spricht und damit *Fortuna* meint, die die unbeständige Darstellung des Schicksals ist, das hier ganz eindeutig gemeint ist. Im Verlauf der Handlung begegnet *Gawein* allerdings eben nicht *Fortuna*, sondern *Frau Saelde*. Die Begriffe *Glück*, *Fortuna* und *Saelde* werden von Heinrich also synonym genutzt.

²⁹ Die Häufung der Antithesen erinnert an die barocken Liebeslieder, in der die Geliebte mit solch extremen Antithesen bedacht wird.

³⁰ Diu Crône, Vers 15829.

³¹ Ebd., Vers 15008ff.

³² Ebd., Vers 15119 – 15129.

³³ Bei der Anderwelt handelt es sich um eine Welt in der erzählten Welt. Störmer-Caysa definiert diese so: „Anderwelten sind – im Gegensatz zum punktuellen alltäglichen Wunder – ihrer fiktionalen Umgebung gegenüber nicht die Ausnahme zu sonst allgemein geltenden Regeln, sondern sie sind anders regulierte Bereiche, solche, die sich nicht in erster Linie am menschlichen Maß ausrichten. [...] Anderwelten gehören in vielen Religionen zum Grundbestand der Möglichkeiten, von Menschen und Göttern zu erzählen. Weil die abstrakte Idee, daß bestimmte Wesen unter ein anderes Gesetz fallen als Menschen, sich zwar denken, aber nicht erzählen läßt, entsteht an verschiedenen Orten immer wieder neu die Vorstellung eines geschlossenen Reiches, z.B. der Götter oder der Toten.“ (Störmer-Caysa, Uta: Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen: Raum und Zeit im höfischen Roman. Berlin 2007, hier S. 205 – 206.)

³⁴ Vgl. dazu Mentzel-Reuters, Arno: Vröude. Artusbild, Fortuna- und Gralskonzeption in der „Crône“ des Heinrichs von dem Türlin als Verteidigung des höfischen Lebensideals. Frankfurt 1989, hier S. 221.

³⁵ Diu Crône, Vers 15467 – 15579.

³⁶ Ebd., Vers 15603 – 15607.

³⁷ Ebd., Vers 15599 – 15601.

³⁸ Ebd., Vers 15664 – 15789.

³⁹ Eine in Stein gehauene Frau Welt findet sich am Wormser Dom und zeigt damit, dass die Allegorie auch über die Literatur hinaus Verbreitung fand.

⁴⁰ Diu Crône, Vers 15853 – 15864. Dass ausgerechnet die linke Seite die ärmliche ist, ist kein Zufall. In der mittelalterlichen Vorstellungswelt ist die rechte Seite gleichzeitig immer die richtige, während die linke Seite nicht nur die falsche ist, sondern der linke Weg meist auch direkt in die Hölle führt. Auch hier zeigt sich, dass nichts dem Zufall überlassen wird.

⁴¹ Diu Crône, Vers 15877.

⁴² Ebd., Vers 15870 – 15874.

⁴³ Ebd., Vers 15885 – 15894.

⁴⁴ Ebd., Vers 15899.

⁴⁵ Ebd., Vers 15901 – 15908 sowie 15911 – 15919. Der Ewigkeitsanspruch des Artushofs und Artus als ewiger König klingen bereits im Prolog des Iwein an. Dort heißt es, dass seine Landsleute behaupten, Artus lebe noch heute. Hartmann als rationaler Dichter fügt dann aber auch gleich die Erklärung hinzu: Das liege daran, dass Artus so viel êre erworben habe, dass sein Nachruhm bis in alle Ewigkeit Bestand habe (Vgl. Iwein, Vers 13 – 20). Das Konzept des Nachruhms und guten Namens ist ein schon aus dem Beowulf bekanntes Prinzip, das hier aber längst nicht mehr so rigoros verfolgt wird wie im heroic age.

⁴⁶ Ebd., Vers 15931.

⁴⁷ Vgl. dazu besonders Wolframs von Eschenbach Parzival und hier konkret die sogenannte Blutstropfenszene, in der Gawain der einzige ist, der Parzivals Minnegefangenheit erkennt und durch Reden den Ritter in die Gesellschaft des

Artushofs führen kann. (Wolfram von Eschenbach: Parzival. Studienausgabe. 2. Auflage. Berlin 2003, hier 300,1 – 305,8)

⁴⁸ Knapp, Fritz Peter: „Virtus und Fortuna in der ‚Krone‘. Zur Herkunft der ethischen Grundthese Heinrichs von dem Türlin.“ In: ZfdA 106/3 (1977), S. 253 – 265, hier S. 253.

⁴⁹ Mentzel-Reuters, S. 234 – 236.

⁵⁰ Beide Ausdrücke zitiert nach Knapp, S. 259 und S. 256. („Fortuna folgt den Besseren“ und „Fortuna hilft den Tapferen“ im Sinne des bekannten „wer wagt, der gewinnt“)

⁵¹ Diu Crône, Vers 11037.

⁵² Das genealogische Denken ist tief in der mittelalterlichen Kultur verwurzelt und Familienbindung ist Teil der eigenen Identität. Daher gilt der Wigalois auch als genealogischer Roman.

⁵³ Fasbender wirft die Frage auf, ob das Rad eine Art Leitmotiv im Wigalois sein könnte. Auch wenn es immer wieder auftaucht, hat es doch keine durchgängige Deutung oder Aussage, sondern nimmt, ganz im Sinne des Zufalls, immer wieder verschiedene Perspektiven und Deutungsmöglichkeiten auf. Zu näheren Ausführungen vgl. Fasbender, Christoph: Der ‚Wigalois‘ Wirnts von Grafenberg. Berlin 2010, hier besonders S. 151 – 159.

⁵⁴ Wirnt von Grafenberg: Wigalois. Hg. von Sabine und Ulrich Seelbach. Berlin 2005, hier Vers 1036 – 1052.

⁵⁵ Anscheinend handelt es sich bei diesem Kunstwerk um einen Automaten. Das Mittelalter ist von diesen sehr fasziniert und oftmals tauchen ‚wundersame‘ Gegenstände, die sich alleine bewegen können, in den Texten auf. So findet sich ein bewegliches und gefährliches Bett im Parzival oder Statuen, die sprechen und sich bewegen können, in Konrad Flecks Flore und Blanscheflur.

⁵⁶ Vgl. Wigalois, Vers 1826 – 1829 sowie 1863f.

⁵⁷ Wigalois, Vers 6773 – 6778 sowie 6776/783/4.

⁵⁸ Vgl. Wigalois, Vers 6782.

⁵⁹ Vgl. ebd., Vers 6865ff.

⁶⁰ Interessanterweise erscheint die Krone aber wie eine Weiterentwicklung, denn diese wird später verfasst als der Wigalois.

⁶¹ Diese Debatte, die schon seit einigen Jahren im Fach geführt wird, berührt das Wesen der Mediävistik und ihrer Fachkultur zutiefst. Lugowskis Entdeckung der finalen Motivation hat sich dabei eher als Fluch als als Segen entpuppt. Nach Meinung der Verfasserin muss die Frage des Entwicklungsromans losgelöst von der nach der Motivation und damit narratologischen Prinzipien beantwortet werden. Die Antwort sollte vielmehr in der Figurendarstellung liegen und dort sind, je nach Text, sehr wohl Elemente des Entwicklungsromans zu beobachten, die eine Reifung und Entwicklung der Figuren anzeigt.

Literatur

Beowulf. Übersetzt, mit Einleitung und Kommentar versehen von Howell D. Chickerling, Jr. New York 1989.

Fasbender, Christoph: Der ‚Wigalois‘ Wirnts von Grafenberg. Berlin 2010.

- Georgianna, Linda: „King Hrethel's Sorrow and the Limits of Heroic Action in Beowulf.“ In: *Speculum* 62/4 (1987), S. 829 – 850.
- Hartmann von Aue: *Iwein*. 4. Auflage. Berlin 2001.
- Heinrich von dem Türlin: *Diu Crône*. Hg. von Gudrun Felder. Berlin 2012.
- Lugowski, Clemens: *Die Form der Individualität im Roman: Studien zur inneren Struktur der frühen deutschen Prosaerzählung*. Berlin 1932.
- Knapp, Fritz Peter: „Virtus und Fortuna in der ‚Krone‘. Zur Herkunft der ethischen Grundthese Heinrichs von dem Türlin.“ In: *ZfdA* 106/3 (1977), S. 253 – 265.
- Koch, Sebastian: *Der Kampf gegen den egeslichen trachen. Zur narrativen Funktion des Topos vom Drachenkampf in vergleichender Perspektive*. Göppingen 2016.
- Meyer-Landrut, Ehrengard: *Fortuna. Die Göttin des Glücks im Wandel der Zeiten*. München 1997
- Mentzel-Reuters, Arno: *Vröude. Artusbild, Fortuna- und Gralskonzeption in der „Crône“ des Heinrichs von dem Türlin als Verteidigung des höfischen Lebensideals*. Frankfurt 1989.
- sowie Pope, John C.: „Beowulf's Old Age.“ In: *Philological Essays. Studies in Old and Middle English Language and Literature*. Hg. Von James L. Rosier. Paris 1970, S. 55 – 64.
- Rebschloe, Timo: *Der Drache in der mittelalterlichen Literatur Europas*. Winter 2014.
- Smithers, G. V.: „Destiny and the Heroic Warrior in Beowulf“. In: *Philological Essays. Studies in Old and Middle English Language and Literature*. Hg. Von James L. Rosier. Paris 1970, S. 65 – 81.
- Störmer-Caysa, Uta: *Grundstrukturen mittelalterlicher Erzählungen: Raum und Zeit im höfischen Roman*. Berlin 2007.
- Wirnt von Grafenberg: *Wigalois*. Hg. von Sabine und Ulrich Seelbach. Berlin 2005
- Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Studienausgabe. 2. Auflage. Berlin 2003.

Marion Dotter, Wien

Zufall oder bewusstes Stilmittel?

Nestroys Zauberposse „Der böse Geist Lumpazivagabundus“ zwischen historischer Realität und literarischer Scheinwelt

Einleitung

Der Vormärz, eine 33 Jahre währende Periode, die in dem historischen Korsett zwischen Wiener Kongress (1815) und den Märzrevolutionen (1948), die große Teile Europas erschütterten, eingebettet ist, wird aufgrund des politischen Stillstandes und der Konsolidierung des Bürgertums auch als „Biedermeier“ bezeichnet. Gleichzeitig nahmen in dieser, historisch gesehen relativ kurzen Epoche, dynamische wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Prozesse ihren Ausgang, die bereits wesentliche Weichen auf dem Weg ins 20. Jahrhundert stellten. Wie sonst ließen sich die Brüche und Veränderungen, die diese Zeit und ihre Menschen prägten, nachvollziehbarer machen, als mit Hilfe der Literatur, die nicht nur die Stimme, sondern auch die Ohren und den Geschmack der Zeitgenossen in schriftlicher Form manifest macht? Diese, möglicherweise ein wenig naive Überlegung bildete den Ausgangs- und Angelpunkt der vorliegenden Arbeit, musste jedoch, im Sinne einer wissenschaftlichen Fundierung noch konkretisiert werden und entwickelte sich schließlich zu folgender Forschungsfrage: Inwiefern handelt es sich bei den Protagonisten des Lumpazivagabundus um individuelle Charaktere, inwieweit folgen sie den herkömmlichen Stereotypen und Klischees der Wiener Komödie und der Comedia dell'arte? Spiegeln sich die Realitäten des Handwerker-, Bürger- und Arbeiterstandes der Biedermeier- und Vormärzzeit wider, und lässt sich daran eine Kritik Nestroys an den gegebenen Zuständen erkennen oder sind Ähnlichkeiten zwischen seinen Stücken und den realen Verhältnissen nur Zufall?

Um einer solchen Frage auf adäquate Weise begegnen zu können, war es notwendig, sich der Geschichtswissenschaft als einer Art „Hilfsmittel“ zu bedienen, um die realen historischen Verhältnisse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darstellen und mit den, in dem Stück geschilderten Gegebenheiten vergleichen zu können, aber auch, um einen Einblick in die Produktionsbedingungen der vormärzlichen Autoren gewinnen zu können. Damit soll die Frage beantwortet werden, wie viel Realität überhaupt möglich und erwünscht war. Daran schließt auch die Problematik gattungstheoretischer Vorgaben und Versatzstücke an, die mögliche, auf den ersten Blick vielleicht realistisch scheinende Klischees auch in Nestroys Werk entlarven soll.

Die hier angestrebte Gegenüberstellung historischer und literaturgeschichtlicher Elemente erweckt zunächst den Eindruck eines konkurrierenden Wettstreits um Einflussphären – es bleibt abzuwarten, ob im Resümee eine Symbiose der beiden Fachrichtungen gelingt und welchen Stellenwert der Zufall in der Konzeption Nestroys Werke einnahm.

Reale Verhältnisse und literarische Versatzstücke in Johann Nestroys „Der böse Geist Lumpazivagabundus“

Komik bei Nestroy

Der bekannte Prager Kritiker B. Gutt verglich in seiner Rezension eine Aufführung des „Der böse Geist Lumpazivagabundus“ von 1844 mit einer der 1830iger Jahre und bemerkte dazu:

„Sonst gab er diese Rolle mit der kolossalsten Komik, mit einer alle Schranken durchbrechenden Energie; aber es fehlte ihr der menschliche Boden, es war die abstrakte Liederlichkeit, die in sich kein Vermögen hatte, sich aus dem tiefen Sumpfe der Gemeinheit zu erheben.“¹

In diesem zeitgenössischen Zitat verbergen sich mehrere signifikante Punkte, die in der Folge näherer Betrachtung und Kontrolle bedürfen. Zentrale Bedeutung kommt dem Ausspruch zunächst als Zeugnis der Nestroyischen Komik zu, die dem Wiener Publikum eine völlig neuartige Erfahrung bescherte. Mit aggressiver Konsequenz karikierte der Autor die im Umbruch befindliche Gesellschaft und machte sie zur Zielscheibe von Spott und Kritik.² Schenkt man Gutt's Bericht Glauben, muss es sich bei dem Humor des jungen Nestroy um eine „Elementargewalt“ gehandelt haben, die – und insofern ist die Komik auch für diese Arbeit von Interesse – reale und natürliche Gegebenheiten bei weitem überstiegen und die Figur des Kneriem zu einem Modell des Sarkasmus gemacht hatte.

Daraus ließe sich das Ergebnis ableiten, dass Nestroy, getrieben von dem Wunsch, seinen Witz weiterzugeben und in harsche Kritik zu kleiden, bewusst auf eine lebensgetreue Darstellung realer Verhältnisse verzichtete – unumschränkt lässt sich diese These jedoch nicht halten, da er mit seiner radikalen Überzeichnung eher dem Trend der Verklärung und Beschönigung des Restaurationstheaters entgegenwirken wollte, und sich selbst ganz und gar in den von ihm übernommenen Rollen wiederspiegelte. Die ungeschminkten Übertreibungen, durch die er die Bevölkerung karikierte, brachten ihm keineswegs nur Erfolg und Lob ein,³ entsprachen aber seinem Drang nach Selbstverwirklichung der eigenen, komplexen Spielerpersönlichkeit, die am Rande der Gesellschaft stand und die Hoffnung auf ein glückliches Ende, das von der Komödie gefordert wurde, nicht teilen konnte.⁴

Figurencharakterisierung

Interpretation im Sinne der Temporaltheorie

Ganz im Gegenteil muss also festgehalten werden, dass Nestroy die Realität zwar übersteigerte, ihr im Grunde aber doch treu

blieb und sie lediglich seinen Bedürfnissen anpasste. Dies zeigt sich bereits im frühen und gleichzeitig wichtigsten Werk seiner Zauberpossenzeit, dem „bösen Geist Lumpazivagabundus“, das durch seinen schonungslosen Realismus schockierte – und das nicht nur durch die detaillierten Schilderung gegebener Verhältnisse, sondern auch in der Entwicklung glaubhafter Charaktere.⁵ Gerade die Gestaltung der Figuren, die ein Schlüssel zur Einschätzung des Realitätsgehalts der Stücke sind, ist in der Forschung umstritten.

Eine tiefgründige Charakterstudie der Figuren war weder in den gattungstheoretischen Vorgaben vorgesehen, noch mit den Mitteln des Theaters umsetzbar, da die Erwartungen und das Vorwissen des Publikums eine wesentliche Hilfe für das Verständnis des Stückes leistete. Ganz in diesem Sinne, konnte Cersowsky zeigen, dass sich Nestroy – wie schon in früheren Werken – bei der Ausgestaltung seiner Protagonisten auf die Tempora-Lehre stützte und so eine unkomplizierte Ausdifferenzierung der Personen erreichte.⁶ Leim übernimmt dabei den Part des melancholischen Grüblers, der schon zu Beginn sein schwermütiges Wesen verrät, wenn er sagt:

„Das is aber, so viel ich merk', eine ungefällige Stadt, denn wenn 's gefällig wär', so wär' s' mir auf halbem Weg entgegengekommen.“⁷

Der Sanguiniker Zwirn dagegen, kündigt seine feurige Ader auf ganz gegensätzliche Weise an:

„D'Stadt ist in der Näh',
Drum schrei' ich Juheh!
Juheh! juheh! juheh!“

Der von Cersowsky als Phlegmatiker bezeichnete Knieriern zeigt bei der Ankunft keine Gefühlsregung:

„Es kommen d'Stern', es wird schon spat,
Zeit is, daß s' einmal da is, d'Stadt,
Ich brauch' ein' Guld'n jetzt zum Verhau'n,
Da muß i gleich zum Fechten schau'n.“

gibt sich in der Herberge aber zudem als cholischer Pragmatiker zu erkennen:

„Ich hätt' den Alten und den Wirt g'haut, und 's Mäd'el hätt' ich g'heirat't.“

Vorbestimmung des Endes als Konsequenz der Charakteristik

Allerdings deutet gerade die zweiseitig beschriebene Person des Knieriern auf die Unzulänglichkeit dieser Interpretation hin, da sie zeigt, dass die Charaktere, hinter der oberflächlichen Zuordnung zu einzelnen Tempora, noch eine größere Zahl an Facetten zu verbergen haben. Gerade Leim, den seine unglückliche Liebe aus der Bahn geworfen hat, überrascht in der Wirtshausszene mit guter Laune und ermunternden Worten für seinen unglücklichen Kollegen. Auch dass er, nach dem Lottogewinn noch einmal sein Glück in Wien versuchen will, beweist, dass die Melancholie noch nicht seine Hoffnung geraubt hat.

Tatsächlich muss es bei ihm auch zu keiner Besserung im Sinne der göttlichen Wette kommen – er ist von Anfang an rechtschaffen, fleißig und sozial – auch das verrät bereits sein erster Auftritt:

„Im Grund betracht't, ist's a Schand', ich bin ein ausgelernter Tischler, und es gehn mir ordentlich d'Füß' aus 'n Leim. Ist's denn aber auch anders möglich? Die Wirt' auf der Straßen haben ja Herzen so hart als ein Ast in ein' buchsbaumenen Pfosten. Woher kommt das aber? Weil die Leut' keine Bildung haben auf'n Land. Und warum haben s' auf 'n Land keine Bildung? Weil s' lauter eichene Möbel haben, drum kennt das Volk keine Politur; und wer keine Politur kennt, ist ein Socius.“

Er analysiert darin zeitgenössische Probleme und wünscht sich eine Arbeit, die er aber aufgrund der allgemeinen Situation nicht finden kann. Seine beiden Kollegen denken dagegen an anderes:

Knieriern: „Und wie i ein' Gulden z'samm'bettelt hab',
Da laßt's mir drei Maß Bier hinab,
A drei Maß Bier laßt's mir hinab.
Mein' Rausch hab' i jahraus, jahrein,
Es wird doch heut' kein' Ausnahm' sein.“
Zwirn „Wer d'Madeln gern hat,
Find't g'nug in der Stadt,
Juheh, find't g'nug in der Stadt.
Blauer Montag is alle Tag,
Darum lass' ich nicht nach,
Bis die Sonn' morgen scheint,
Grad so lang' tanz' i heunt;“

Die Vergnügungssucht und Liederlichkeit haben die beiden Handwerksgelegen bereits zu Beginn des Stückes inhaliert, während sie bei Leim nur äußere Fassade und Ablenkung für seinen Kummer bedeutet:

„Das ist alles mein Herzenskummer. Ihr werdet mir's nicht glauben – ich seh' einem lustigen Kerl gleich, aber das ist alles nur auswendig, inwendig schaut's famos aus bei mir. Wie ich trink', glaub' ich, ein jeder Tropfen ist Gift – wie ich iß, so ißt der Tod mit mir – wenn ich spring' und tanz', so ist mir inwendig, als wenn ich mit meiner Leich' ging' – wie ich ein' Kameraden seh', der nix hat, so gib ich ihm gleich alles, obwohl ich selber nix hab', und das bloß, weil ich in Gedanken alleweil mein Testament mach'.“

Dass es sich eben nur um Kummer, und nicht eine ausgeprägte Depression handelt, beweist auch die „Verwandlung“, die er nach der Verlobung mit Peppi erlebt und schon kurz nach dem Gewinn selbst voraussagt:

„Ich reis' nach Wien, morgen in aller Früh'; find' ich meine Peppi noch ledig, so bin ich der glücklichste Mensch auf der Welt; ist sie verheiratet, dann nutzt mich mein ganzer Reichtum nichts – da geh' ich dann nach Haus, bau' ein Spital für unglückliche Tischlergesellen, und da leg' ich zuerst mich selber hinein und stirb auch drin.“

Wieder zeigt er ein soziales und großmütiges Gespür, seine Begleiter fallen dagegen in bekannte Handlungsschemata zurück:

„Und ich hab' keine Leidenschaft als die Astronomie, drum g'wöhn ich mir 's Biersaufen ab und verleg' mich von heut' an bloß auf 'n Wein.“

Trotz einem gewissen Aktionsspielraum, den Nestroy seinen Personen in charakterlicher Hinsicht eröffnet, ist ihr Weg von Anfang an in einer klaren Linie vorgezeichnet – das muss auch Leim resignierend erkennen:

„Er halt's nicht aus, sagt er. Hätt' der Kerl alles bei mir, was sein Herz verlangt, er kann's aber nicht erwarten, bis er wieder draußen im Elend ist.“

Selbst Rommel, der die Charakteristik der drei Liederlichen als „ein Meisterwerk höchsten Ranges“ beschreibt, gibt zu, dass die Entwicklung der Handwerker kaum Spielraum lässt, will aber gerade darin die Manifestation ihres freien Willens erkennen:

„Der Zuhörer spürt: So sind sie, und sie haben den Mut, so zu sein, wie sie sind.“⁸

Ganz im Gegensatz dazu, lässt sich aus dem Lagebericht, der am Jahrestag des Gewinnes gegeben wird, eher eine deterministische Vorbestimmung, wie sie der Gattung der Posse zu Eigen ist, herauslesen:

Knieriem „Ich hab' a Reis' am Rhein g'macht – da sind gar kuriose Weinkeller – so oft ich zu viel trunken hab', allemal war meine Brieftaschen weg. Unbegreiflich! Dann hab' ich im Rausch immer Händel ang'fangt, Straf' zahlen müssen, wie ich nix mehr g'habt hab', haben s' mich eingesperrt – mit einem Wort, nichts als unverschuldete Unglücksfälle!“

Leim: „Der ganze Brief ist erlogen. Ich bin gesund, glücklich, und mein Reichtum hat sich noch um vieles vermehrt in dem Jahr.“

Das Konzept von Glück im Biedermeier Ist jeder „seines eigenen Glückes Schmied“?

Es wirkt, als hätten beide kaum etwas zu ihrer momentanen Lage beigetragen – dem einen ist das Geld, dem anderen sind die Schulden zugeflogen. Darin wird erneut Nestroys Gespür für das Zeitgeschehen deutlich: Ein rascher Aufstieg ist ebenso möglich, wie ein tiefer sozialer Fall, die Gründe, die zu dem einen und anderen Zustand führen, werden in ihrer Gesamtheit jedoch nicht klar herausgearbeitet. In der Zauberposse selbst sind es eindeutig die charakterlichen Anlagen der Protagonisten, die Glück und Unglück anziehen – eine Kritik an mangelnder sozialer Unterstützung, die den gescheiterten Existenzen zuteil werden sollte, wird nicht geboten, ganz im Gegenteil: Als Leim den beiden Freunden helfen will, um sie „dauerhaft glücklich zu machen“, betteln sie regelrecht um Entlassung. Menschen, die unverschuldet in Armut und Elend rutschen und für die dargebotene Hilfe dankbar gewesen wären, werden hier nicht gezeigt – auch Leim, der zu Beginn ein ähnlich liederliches Leben, wie seine Kameraden führt, ist dafür selbst verantwortlich, da er Wien überstürzt und unbedacht verlassen hat. In diesem Fall ist der Realitätsbezug also nur ein Mittel zum Zweck, das Nestroy geschickt einsetzt, um eine andere, tiefergehende Kritik anzubringen, die an den letzten zitierten Satz Leims anknüpft:

„aber es freut mich, dass ich jetzt in der Lag' bin, euch dauerhaft glücklich zu machen.“

Die bürgerliche Vorstellung von Glück und ihre politische Komponente

Was der, zum Spießbürgertum bekehrte Leim unter Glück versteht, ist hier im Groben skizziert. Seine Zufriedenheit stützt sich auf den Stolz und die Gewissheit, mit fleißiger Arbeit einen

bescheidenen Wohlstand erwirkt zu haben und sich auf dessen Beständigkeit, sowie die Einbindung in einen Familien- und Freundesverband verlassen zu können. Vom Schicksal in solcher Weise begünstigt, will er sein „Glück“ auch mit anderen teilen und schöpft aus dieser Aufgabe neuen Lebensinn.

Der hier geschilderte Glückszustand ist eins zu eins dem im vorherigen Teil beschriebenen Wertekanon des Bürgertums entlehnt und deckt sich zugleich mit der, von Ingrid Rath vorgenommenen Untersuchung zum bürgerlichen Glück im Vormärz. Sie gibt an, dass nach einer, im 18. Jahrhundert forcierten Periode der Selbstbestimmung und Unabhängigkeit, im Restaurationszeitalter auch das Glück neuen, staatlichen Domestizierungstendenzen unterworfen wurde. Das noch heute existente Klischee vom harmonischen „Biedermeierglück“ war Teil des politischen Propagandaprogramms, das Bürgertum als Träger der Gesamtkultur wurde zum Repräsentant einer utopisch-idyllischen Glücksvorstellung. Diese musste unter allen Umständen auch den übrigen Schichten aufgezwungen werden, nicht um diesen selbst zu Glück zu verhelfen, sondern um den eigenen, dominanten Diskurs zu stärken und den Status quo zu erhalten.⁹ Das selbstbestimmte Streben nach persönlicher Zufriedenheit, war gefährlich geworden und musste – wie alle anderen Lebensbereiche – der staatlichen Kontrolle unterworfen werden.¹⁰

Leim – ein „zweiter Metternich“?

Im Kleinen stellt Nestroy genau diese Thematik in den letzten Szenen seines Werkes auf die Bühne. Mit beinahe missionarischer Gelehrsamkeit will Leim die Freunde nach seinen Vorstellungen erziehen, ob sich seine Glücksdefinition mit jener der Liederlichen deckt, fragt er nie, sondern spielt mit seinen früheren Leidensgenossen in dem Bewusstsein der gesellschaftlichen und finanziellen Überlegenheit:

Leim „Du bist ein Lump in Folio. Du trittst dein Glück mit Füßen. Wegen meiner, wenn du die guten Tag' nicht ertragen kannst, so geh hin, wo der Pfeffer wächst.“

Zwirm „Bruder Leim, du mußt nicht bö's sein, ich blieb' gern bei dir, aber ich halt's nicht aus. Ich hab' eine Herzensangst in mir, eine Bangigkeit – mit einem Wort, Bruder, ich halt's nicht aus“.

Leim „Schau', damit du siehst, daß ich dein wahrer Freund bin, so leg' ich für dich hundert Dukaten an; die kriegst aber nicht eher, als bis du dich fest und ordentlich wo ansässig machst. Außer dem hast du keinen Groschen von mir zu erwarten.“

Zwirm „Wann krieg' ich die hundert Dukaten?“

Leim „Wenn du ordentlich und fleißig geworden bist.“

Zwirm (für sich) „Da krieg' ich mein Leben keinen Kreuzer.“

Als all diese Überredungsversuche nicht fruchten, greift er zu staatlichen Zwangsmaßnahmen:

„Was ist das? Er hat – hat – mich eing'sperrt? – Das hat er nicht nötig – ich war schon eingesperrt – wie er noch Lehrbub' war, war ich schon eingesperrt. Bruder, das ist schä – schändlich von dir. (Es blitzt und donnert.) Ich weiß, was ich tu' – ich steig' beim Fenster hinaus. (Er schlägt das Fenster ein.) Ich muß ein' Brantwein haben. (Steigt hinaus.)“

Der Alkoholismus

Weltanschauliche Gegensätze der Figuren

Die letzten beiden Zitate machen die unüberwindliche, weltanschauliche Kluft zwischen den Figuren überdeutlich: Knieriem will nicht, wie Leim am Ende des Stückes verlangt, zu Hause bleiben und sich so dem biedermeierlichen Ideal vom privaten, zurückgezogenen Familienglück fügen, sondern sich im Branntweinhaus der Öffentlichkeit preisgeben, denn

„[...] im Haus schmeckt einem der beste Trunk nicht; im Wirtshaus muß man sein, das ist der Genuß, da ist das schlechteste G'säuf ein Hautgout.“

Eine schärfere Absage an das bürgerliche und staatlich geförderte Wertesystem und Lebensgefühl könnte es kaum geben.

Klassische gesellschaftliche Maßstäbe, die die Bourgeoisie zur Erhaltung der Ordnung geschaffen haben, werden ins Gegenteil verkehrt und der Alkoholismus selbst zum Fluchtpunkt vor, und zum stillen Protest gegen den herrschenden, alles andere verdammenden Habitus.

„Das Saufen wird in diesem Kontext zu einem sprachlosen sozialen Akt“.¹¹

Damit ist auch die finale Besserung als fingierte Satire Nestroys entlarvt, erinnern doch die abschließenden Worte des Chors allzu sehr an ein Zitat Knieriems nach seinem Lottogewinn:

Chor „Häuslich und arbeitsam – so nur allein Kann man des Lebens sich dauernd erfreu'n.“

Knieriem „Aufs Jahr geht so die Welt zugrund, da zieh' ich halt heuer noch von einem Weinkeller in den andern herum und führ' so ein zufriedenes häusliches Leben.“

Die Häuslichkeit mit Frau und Kind wird hier mit jener im Weinkeller parallelisiert und ihr dadurch eine ähnlich defizitäre Grundkonstellation attestiert. Dass Amorosas Lösungsvorschlag ebenso zum Scheitern verurteilt ist, wie jener ihrer Kontrahentin Fortuna, ist abzusehen.

Reale Bezüge und literarische „Gebrauchsfunktion“

Das hierbei in prominenter Rolle eingesetzte Phänomen des Alkoholismus, war ein nicht zu unterschätzendes Problem der biedermeierlichen Gesellschaft und galt als allgemeiner Ausdruck der Verelendung des Bürgertums. 1830 lag der Weinkonsum in Wien bei 70 Litern pro Kopf, ging aber in den nächsten Jahren auf 40 Liter zurück, während der Bierkonsum – aufgrund der rasch steigenden Weinpreise – auf 130 Liter wuchs. Dem entspricht auch die „Trinkerbiographie“ Knieriems, der als armer Geselle Bier, als reicher Lottogewinner Wein und als gescheiterter Alkoholiker Schnaps konsumiert.

Erneut gelingt es Nestroy also, ein, dem unmittelbaren Zeitgeist entsprungenes Problem aufzugreifen und zur Vermittlung seiner theatralen Botschaft zu instrumentalisieren. Der Trinker, mit seinem primitiven Trieb zum sofortigen Lustgewinn, ist somit literarisches Versatzstück der Komödie, bekannter Zeitgenosse und harmloser Revolutionär gleichermaßen, da es ihm, als „unzurechnungsfähiger, gesellschaftlicher Abschaum“, auch von der Zensur gestattet war, Kritik zu üben.¹²

Der Wille zur Kritik in den gattungsspezifischen Schranken

Wie aus der bisherigen Analyse hervorgeht, war die Kritik das Hauptanliegen des Nestroyschen Schaffens und wesentlicher Motor seines Erfolgs:

„Glanz und Elend der für die Wiener Volkskomödie des Vormärz vorbildlichen Possen Nestroys liegt in der Totalität ihrer Gesellschaftskritik.“¹³

Der Drang zur beißenden Polemik wird vom Großteil der Sekundärwerke anerkannt, einzig Sengle meldet Vorbehalte gegen die durchschlagende Radikalität in Nestroys Stücken an.¹⁴

Die vom Autor geübte Kritik ist auch eine klare Verbindungslinie in die Realität, da sie sonst nicht verstanden werden und ihren Zweck verfehlen würde. Die kritischen Aussagen selbst spalten sich in zwei Bereiche, und bezogen sich zum einen auf die ahistorischen, zeitlosen Unzulänglichkeiten und Schwächen der Menschheit, waren zum anderen aber auch eine Reaktion aktueller Ereignisse und Missstände,¹⁵ die aufgrund ihres aggressiven Selbstbewusstseins zu den sozialen Veränderungen des Vormärz beitrugen und auf die Revolution vorbereiteten.¹⁶

Gebremst wurde dieses Engagement sowohl von den rigiden Vorgaben der Zensurbehörde, auf die Nestroy nicht nur mit persönlicher Vorzensur, sondern auch mit dem verbotenen Extemporieren und vor allem der Verschleierung und Verallgemeinerung wirklichkeitsnaher Inhalte reagierte,¹⁷ als auch von den Grenzen der Komödie, die Kritik zwar erlaubte, solange diese in vergnügliche und sarkastische Dialoge gekleidet war, die Darstellung des bitteren und traumatisierenden Elends, in dem sich ein Großteil der Bevölkerung befand, aber verbot. Die Not und Misere der im Pauperismus gefangenen Menschen konnte nur einen peripheren Platz im Stück einnehmen, sie sollte als leicht ertrag- und überwindbare Laune des Schicksals gelten, die jederzeit ins Positive umschlagen konnte.¹⁸

Das Schicksal

Der rasche Umschlag ins Glück – die Lotterie

Dieses Motiv verwirklicht Nestroy im „Lumpazivagabundus“ – in Anlehnung an seine Vorlage, „Das große Los“ von Carl Weisflog – unter Einbeziehung eines weiteren wichtigen Gesellschaftsphänomens, dem unverhofften Lottogewinn. Die dabei nötige Prozedur wird detailgetreu und realitätsnah geschildert: Schon einen Tag vor der Hauptziehung, bei der sagenhafte 100.000 Taler warteten, kann Fassl in einer Nebenziehung 1000 Taler abstauben. Das liederliche Kleeblatt erträumt schließlich die schicksalhaften Zahlen und kann mit Glück das entsprechende Los ergattern, das ein Hausierer zum horrenden, aber noch für die Güterauspielung unterdurchschnittlichen Preis von sechs Gulden Silber anbietet. Dass der Aberglaube von dem „erträumten Reichtum“ weit verbreitet war, beweist nicht nur die Überzeugung des selbstbewussten Wirtes, dessen Frau die Nummern im Schlaf gesehen hatte, sondern auch das bekannte Traumdeutungszentrum beim Agnesbründl am Hermannskogel. Dies alles gibt Evidenz, dass das große, wie das kleine Lotto eine,

seit dem 18. Jahrhundert blühende, staatliche Einnahmequelle war, die mit den Wünschen und Sehnsüchten der Menschen spielte und ihre Träume anregte¹⁹ – so auch die Kneriems:

„Hunderttausend Taler! Das gibt über eine Million Maß G'mischts – die kann der Mensch nicht versaufen, mit'n besten Willen nicht.“

Nestroy, selbst ein begeisterter Kartenspieler, stand den Versuchungen des Lottos sehr positiv gegenüber, denn

„sie [ist] die einzige Spekulation der Armen [...]. Die Lotterie verbieten heißt: dem das Reich der Träume verwehren, dem die Wirklichkeit ohnedies nichts geboten.“²⁰

Die Hoffnung auf den Gewinn erhält in diesem Zitat eine beinahe sakral-heilsgeschichtliche Komponente. Dass der Dichter diese Form des Glücksspiels an eine derartig prominente Stelle seines Werkes rückt, zeigt nicht nur, dass er die Lebensverhältnisse seines Publikums bestens kannte, sondern dient auch der sozialen Einordnung seiner Wirtshausgesellschaft, die trotz der fröhlichen Stimmung in tiefer Armut gelebt haben muss und daher von den Verlockungen des Lottos – als einzig „wahrscheinliche“ Aufstiegschance, besonders fasziniert war.

Menschliche Determiniertheit durch staatliche Instanzen und der Versuch eines freien Willens

Ganz im Gegensatz zu der positiven Bewertung des Lottos, das er als harmlose Volksdroge begrüßte, übte Nestroy scharfe Kritik an dem Konzept des Schicksals, eine Abneigung, die sich nach 1848 zur Aversion ausprägte, aber schon in den frühen Werken zu beobachten ist. Es ist also der Zufall, den er dem Schicksal vorzieht. Auch im „Lumpazivagabundus“ wird mit der Vorstellung einer übersinnlichen Ordnungsinstanz operiert, die für das „einfache Volk“ schicksalsähnliche Züge annimmt. Es handelt sich um die Feenwelt, die, zum einen Relikt aus der Gattung des Zauberspiels, zum anderen Karikatur auf die allmächtig herrschende Hof- und Adelselite, fahrlässig und nach Belieben über die Menschen, mit deren Lebensbedingungen sie sich noch nie vertraut gemacht haben, entscheidet.

Kneriems apokalyptische Prophezeiung des Weltuntergangs und das damit verknüpfte Kometenlied ist Ausdruck einer tiefen Resignation gegenüber den ihn umgebenden Zuständen. Doch erneut kommt es auch hier wieder zu einer stillen Auflehnung gegen das Unabänderliche: Nur wer sich in phlegmatischer Weise aus dem Possenspiel der Mächtigen zurückzieht, ist vor ihren Launen sicher und kann diese sogar noch aus dem Blickwinkel des überlegenen Astronomen analysieren und kommentieren. Rommels anfänglich gebrachtes Zitat von der mutigen Willensfreiheit der Protagonisten, kann – in Bezug auf Kneriem – also doch bewahrheitet werden, wobei nicht unbedacht bleiben darf, dass gerade die überlegene Gesellschaftskritik eines verkannten Außenseiters als typisches Merkmal des Hanswurst zu werten ist und von Nestroy nur in einen neuen Zusammenhang gebracht und seinen Bedürfnissen angepasst wurde. Auch Jürgen Hein bezeichnet in seiner umfassenden dramaturgischen Analyse der Nestroyschen Stücke den pessimistischen Schuster als einzig „aufgeklebten“ Charakter des wandernden Dreigestirns, der zwischen „Ernst [Leim] und Hochstapelei [Zwirn]“ die „Einsicht in die Unverbesserlichkeit von Welt und Menschen“ gewinnt.²¹ Ob er

damit der realistischste oder unechtste Charakter der Komödie ist, muss offen bleiben, mit Sicherheit ist er jedoch die „Spielfigur“ der Posse, auf die sich alles konzentriert.

Die Figuren als Handwerker Identifikation durch die Zunft

Schon die Namensgebung²² verrät jedoch, dass eine umfassende und runde Charakterisierung seiner Figuren nie in der Absicht des Autors lag. So werden ihnen in diesem Fall keine Eigenschaften, sondern Berufe zugeordnet, die sie als Handwerksgesellen entlarven – und Handwerker sind sie mit Leib und Seele: aus ihrer Profession ziehen sie ihre soziale Legitimität, persönliche Identifikation und sprachliche Eloquenz:

Zwirn „Da haben wir's, so ein ungebildetes Volk hat ein Glück! Ein Schneider gewinnt in seinem Leben nichts.“

Kneriem „Ich bin ein Schuster, was geht mich ein Tischler an. Beleidigt's mich nicht.“

Zwirn „Was fällt dir ein! Die Treu' von ein' Schneider halt fester als eine doppelte Naht.“

Das hier angeführte Wortspiel demonstriert, wie stark die Personen von ihrem Stand geprägt werden und wie sie ihre Fachsprachen nützen, um sich die Welt begreifbar und sprachlich gefügig zu machen.²³

Diese Einstellung spiegelt das Selbstbewusstsein einer alten, rigiden Ständeordnung, in der man sich über seinen Beruf definieren konnte und so einen festen Platz in der Gesellschaft besaß.²⁴ Die Figuren selbst fordern eine solche Unterscheidung ein – allerdings nur, solange sie ihnen nützlich ist:

„Sie werden wissen, ein Unterschied der Stände muß sein. – Sie sind Meister, wir zwei Gesellen – (*ihm den offenen Brief reichend*) lesen Sie!“

Verfall des alten Systems

Dieses feudal anmutende System war jedoch im Aufbruch begriffen, gerade das Handwerk verlor an Prestige und die bürgerlichen Gesellen rutschten aufgrund ihres vagabundierenden Lebensziels ins Proletariat ab. Leim klagt darüber in seinem, bereits zitierten Eingangsmotiv.

Im Angesicht des Geldes, das die Möglichkeit zum sozialen Aufstieg bot, war jedoch auch der standesmäßige Stolz vergessen, die eigentliche Herkunft und Ausbildung wurde vielmehr negiert und mit einem falschen Titel kaschiert:²⁵

Zweiter Gesell (*ebenfalls von links kommend*) „Herr Meister“ –
Zwirn „Grobian! Weiß er meinen Titel nicht?“

Erster Gesell (*leise zum zweiten*) „Herr von Zwirn muß sagen.“

Zwirn „Noch einmal das Wort Meister, und du hast ausgerufen.“

Zweiter Gesell „Herr von Zwirn, der Konto da is nix nutz g'schrieben.“

Die Schilderung Zwirns als hochmütiger Parvenü ist eine Parodie auf die bislang unbekannteste Schicht der Neureichen, die sich nicht mehr – wie der Adel – über ihre Herkunft, oder – wie das Bürgertum – über ihre Erziehung und charakterlichen Eigenschaften definieren, sondern Identität, Legitimation und Prestige einzig aus ihrem sagenhaften Reichtum ziehen:

Palpiti (zu Windwachel) „Sie haben uns gesagt, daß der Herr vom Haus ein gebildeter Weltmann ist. Weh' Ihnen, wenn Sie meine Töchter durch eine ignoble Bekanntschaft blamieren.“
Camilla „Ich hab' schon geglaubt, Sie haben uns in eine Schneiderwerkstatt geführt.“

Windwachel „Was fällt Ihnen ein? Der Herr vom Haus ist ein Mensch, der von seinem Geld lebt und viel Geld hat; ist Ihnen das nicht genug?“

Laura „Freilich, wenn ich an die brillantesten Ohringe denke“ –

Windwachel „Dann finden Sie, daß er eine scharmante Bildung hat.“

Das Bild des ungehobelten, geschmacklosen Hochstaplers ist zwar leicht als literarischer Topos zu erkennen, wird von Nestroy aber erstmals zum handlungstagenen Motiv ausgestaltet, was als Reaktion auf das verstärkte Auftreten dieses Phänomens im realen Gesellschaftsgefüge gewertet wurde.²⁶

Das literarische Klischee als Symbol der Realität

Dies deutet auf die, in der vorliegenden Arbeit immer wieder angesprochene Problematik der literarischen Klischees hin, die den Blick auf die historischen Verhältnisse des Vormärz zu verstellen scheint, da bei deren Verwendung lediglich die Traditionen anderer Werke aufgesammelt und neu arrangiert werden. Diesem Konzept liegt allerdings eine fehlerhafte Definition des „Klischees“ zu Grunde. Im Gegensatz dazu kommt Eva Reichmann zu dem Schluss:

„Unter ‚Klischee‘ in Texten verstehe ich eine erstarrte und feste Darstellungsform von Figurenzeichnung oder Handlungszusammenhängen [...], welche sich durch Reduzierungen eines komplexen Sachverhaltes auf wenige, von der Mehrheit der Rezipienten als typisch für diesen Sachverhalt akzeptierte Merkmale auszeichnet; [...] Das aus der sozialen Wirklichkeit generierte Klischee ist sozusagen das kleinste gemeinsame Vielfache einer Berufsgruppe oder einer sozialen Schicht, [...]“²⁷

Die „soziale Wirklichkeit“ nimmt in dieser Begriffsbestimmung eine bedeutende Rolle ein, da er den literarischen Topos als, für das Theater funktionale Komprimierung der Wirklichkeit erkennt. Solche typenhaften Figuren sind weder zur Gänze realitätsnah, noch vollkommen falsch, da deren Darstellung auf beobachteten Verhaltensweisen sozialer Gruppen basieren, allerdings vereinheitlicht und überzeichnet werden.²⁸ Literaturhistorisch gewachsene Versatzstücke, die zum festen Inventar der Posse gehören, wirken in sich zwar wie starre und unbewegliche Relikte der Vergangenheit, erfahren durch die Einbettung in einen neuen Zeit- und Sinnkontext aber eine bewusste Umkodierung und lassen daher (bedingt) auf wahre Gegebenheiten schließen.²⁹ Ebenso verhält es sich auch im Lumpazivagabundus: Die Personen sind – wie bereits eingehend besprochen – trotz ihrer Fähigkeit zur Reflexion und variablen Aktionssetzung, Repräsentanten ihres Standes und damit tief in ihren Zünften verwurzelt.

Dass Nestroy den überwältigenden Großteil seiner Typen aus dem handwerklichen Milieu schöpfte,³⁰ ist kein Zufall: Sie sind

eine Quelle der Komik und des Wortwitzes, sowie der satirischen Kritik,³¹ erlauben aber auch eine transsubjektive Individualisierung, das heißt eine Charakterisierung nach zunfeigenen Merkmalen, die eben wiederum mit Hilfe tradierter Klischees verstanden werden, und so eine genauere Ausdifferenzierung der Einzelpersönlichkeit überflüssig machen.³²

Resümee

„Nestroys Komödien zeigen eine Welt, in der Menschen zu Fall kommen oder andere zu Fall bringen. Sie spiegeln menschliche Verhaltensweisen und gesellschaftliche Situationen komisch wider. Sie sind Bilder einer spezifisch komischen Welt, zu der die Wirklichkeit nur die Bausteine liefert, und diese gehorcht als Spielwelt eigenen Gesetzen.“³³

Dieser Feststellung Heins muss auf Basis der vorliegenden Arbeit uneingeschränkt zugestimmt werden. Nestroy gelingt in seinen Stücken also auf äußerst kunstvolle Weise, was dieser Artikel auf wissenschaftlicher Ebene versuchte: Einen Brückenschlag zwischen Geschichte und Literaturgeschichte zu erwirken, um für beide Disziplinen einen Forschungsgewinn zu erreichen. Von zufälliger Bezugnahme auf die Missstände der Gesellschaft kann dagegen nur in den seltensten Fällen die Rede sein.

Gerade der letzte Abschnitt des Textes zeigte, dass als typisch dramaturgisch wahrgenommene Elemente der Komödie, einen historisch relevanten Gehalt aufweisen können, und beispielsweise die Wahrnehmung auf die Wirklichkeit, wie sie sich damals gestaltete, nachvollziehbar machen.

Nestroy selbst stand immer in der Schwebelage zwischen Dichtung und Wahrheit. Wichtig waren ihm die Motive der Komik und Kritik, die seinen durchschlagenden Erfolg begründeten, um diese zu erreichen, verknüpfte er die Welt seines Publikums mit einer, die diesem ebenso vertraut war – jener des Theaters, und kreierte dabei einen eigenen Mikrokosmos, der sich nicht nur aus seiner Umgebung speiste, sondern diese auch nährte: Seine Stücke wirkten eine Veränderung jener Gesellschaft, die sie karikierten.

MARION DOTTER

GEBOREN 1991 IN WIEN. BACHELORSTUDIUM DER GESCHICHTE UND GERMANISTIK SOWIE DER LEHRAMTSFÄCHER GESCHICHTE UND DEUTSCH AN DER UNIVERSITÄT WIEN. IM SOMMERSEMESTER 2014 ABSCHLUSS DES STUDIUMS DER GESCHICHTE MIT BACHELORARBEITEN ZU DEN THEMEN „DER FRIEDENSBEGRIFF DES 18. JAHRHUNDERTS ZWISCHEN PHILOSOPHISCHER UTOPIE UND POLITISCHER REALITÄT“ SOWIE „DIE BOZNER MESSEN ALS TEIL DES INTERNATIONALEN HANDELSGESCHEHENS. MESSEWESEN UND MARKTGERICHTSBARKEIT MIT SPEZIELLER BERÜCKSICHTIGUNG DES BOZNER MERKANTILMAGISTRATS“; EBENSO ABSCHLUSS DES BACHELORSTUDIUMS GERMANISTIK. IM WINTERSEMESTER 2014 BEGINN DER DIPLOMARBEIT ZUM THEMA „ITALIENISCHE KAUFLEUTE IM DONAUHANDEL DES 18. JAHRHUNDERTS“. PRO SCIENTIA GEFÖRDERT SEIT 2015.

¹ Rommel, Johann Nestroy, 1948, S. 51-52.

² Vgl. Rommel, Johann Nestroy, 1948, S. 46.

³ Vgl. Rommel, Johann Nestroy, 1948, S. 53.

- 4 Vgl. Rommel, Johann Nestroy, 1948, S. 49.
- 5 Vgl. Rommel, Johann Nestroy, 1948, S. 76-77.
- 6 Vgl. Cersowsky, Peter: Johann Nestroy oder Nix als philosophische Mussenzen. Eine Einführung. München: Wilhelm Fink 1992, S. 58-64.
- 7 Alle Zitate aus:
<http://gutenberg.spiegel.de/buch/5123/1> [Stand: 27. 2. 2014]
- 8 Rommel, Johann Nestroy, 1948, S. 77.
- 9 Vgl. Rath, Ingrid: „Und das Glück lag in der Mitten....“. Des Bürgers Glück in der Spannung zwischen Autorität und Selbstbestimmung – Eine Spurensuche im Wiener Biedermeier und Vormärz. Dip.-Arbeit, Wien 1991, S. 14-15.
- 10 Vgl. Rath, Glück, 1991, S. 293.
- 11 Vgl. Rothschild, Thomas: Von Knieriem zu Puntilla. Alkohol und soziale Lage im Drama. In: Ehalt, Hubert: Essen und Trinken. 1988 (Kulturjahrbuch 7) S. 176.
- 12 Hein, Jürgen: Knieriem – Valentin – Nante oder Metamorphosen des Humors. In: Tanzer, Ulrike (Hg.): Nestroy auf der Bühne. Text – Kontext – Rezeption. Beiträge zum Nestroy-Kolloquium Bad Ischl. Wien: Johann Lehner 2010. (Quodlibet Publikationen der Internationalen Nestroy-Gesellschaft 10), S. 73-76.
- 13 May, Volkskomödie, 1975, S. 141.
- 14 Sengle, Friedrich: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848. Band III – Die Dichter. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1980, S. 217.
- 15 Vgl. Nakladal, Österreichische Gesellschaft, 1984, S. 166-167.
- 16 Vgl. May, Volkskomödie, 1975, S. 142.
- 17 Für näheres zu Nestroys Reaktionen auf die Zensur siehe: Herles, Helmut: Nestroy und die Zensur. In: Hein, Jürgen: Theater und Gesellschaft. Das Volksstück im 19. und 20. Jahrhundert. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag 1973 (=Literatur in der Gesellschaft 12), S. 121-132.
- 18 Vgl. Rommel, Johann Nestroy, 1948, S. 91.
- 19 Vgl. Obermaier, Walter: „Da setzt mancher oft noch sein letz'ts bissel Geld, glaubt, einmal muß's einschlag'n, und allweil is's g'fehlt“: Glück und Glücksspiel bei Nestroy. In: Nestroyana 15 (1995), H. 1/2, S. 33-44.
- 20 Obermaier, Glück, 1995, S. 34.
- 21 Vgl. Hein, Jürgen: Spiel und Satire in der Komödie Johann Nestroys. Berlin/Zürich: Verlag Gehlen 1970 (=Ars Poetica 11), S. 35.
- 22 Für näheres zur Namensgebung bei Nestroy siehe: Walla, Friedrich: Weinberl, Knieriem und Konsorten: Namen kein Schall und Rauch. In: Nestroyana 6/3-4. S. 79-89.
- 23 Vgl. Hein, Spiel und Satire, 1970, S. 33.
- 24 Vgl. Rogers, Michael: Handwerker und Fabrikarbeiter. Die Launen eines Komikers. In: Nestroyana 10/3-4. S. 71.
- 25 Vgl. Rogers, Handwerker, S. 77.
- 26 Vgl. Reichmann, Eva: Gebrauch und Funktion von Klischees im Wiener Volkstheater und bei Johann Nestroy. In: Nestroyana 15/3-4. S. 128.
- 27 Reichmann, Klischees, S. 122.
- 28 Vgl. Nakladal, Österreichische Gesellschaft, 1984, S. 197.
- 29 Vgl. Reichmann, Klischees, S. 122.
- 30 Vgl. Vgl. Rommel, Johann Nestroy, 1948, S. 91.

31 Vgl. Hein, Spiel und Satire, 1970, S. 33-34

32 Vgl. Rogers, Handwerker, S. 73.

33 Vgl. Hein, Spiel und Satire, 1970, S. 29.

Primärliteratur

Nestroy, Johann: Werke. Stuttgart/Zürich/Salzburg: Europäischer Buchklub, Winkler Verlag 1962.

Alle Zitate aus:

<http://gutenberg.spiegel.de/buch/5123/1> [Stand: 27. 2. 2014]

Sekundärliteratur

Abel, Wilhelm, Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis. Hamburg/Berlin: Verlag Paul Parey 1974.

Bauer, Roger: Das Wiener Volkstheater zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Noch nicht und (oder) doch schon Literatur? In: Hein, Jürgen: Theater und Gesellschaft. Das Volksstück im 19. und 20. Jahrhundert. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag 1973 (=Literatur in der Gesellschaft 12), S. 29-43.

Baur, Uwe: Nestroy und die oppositionelle Literatur seiner Zeit. Zum Verhältnis von "Volk" und Literatur in der Restaurationsepoche. In: Holzner, Johann/Klein, Michael/Wiesmüller, Wolfgang (Hg.): Studien zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts in Österreich. Festschrift für Alfred Doppler zum 60. Geburtstag (=Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, 12) S. 25-34.

Brunner, Otto: Staat und Gesellschaft im vormärzlichen Österreich im Spiegel von J. Beidels Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung 1740-1848. In: Conze, Werner: Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz. 1815-1848. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1962. (=Industrielle Welt 1), S. 39-78.

Cersowsky, Peter: Johann Nestroy oder Nix als philosophische Mussenzen. Eine Einführung. München: Wilhelm Fink 1992.

Dellemann, Helmuth von: Dienerrollen in Nestroys Werk. In: Nestroyana 4/3-4. S. 110-116.

Denkler, Horst: Restauration und Revolution. Politische Tendenzen im deutschen Drama zwischen Wiener Kongress und Märzrevolution. München: Wilhelm Fink Verlag 1973.

Fischer, Ernst: Von Grillparzer zu Kafka. Sechs Essays. Wien: Globus, 1962.

Häusler, Wolfgang: Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung. Demokratie und soziale Frage in der Wiener Revolution von 1848. Wien/München: Jugend und Volk 1979.

Hadamowsky, Franz: Wien. Theatergeschichte. Von den Anfängen bis zum Ende des ersten Weltkriegs. Wien/München: Jugend und Volk 1994 (=Geschichte der Stadt Wien 3).

Hein, Jürgen: Das Volksstück. Entwicklungen und Tendenzen. In: Hein, Jürgen: Theater und Gesellschaft. Das Volksstück im 19. und 20. Jahrhundert. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag 1973 (=Literatur in der Gesellschaft 12), S. 9-28.

Hein, Jürgen: Biedermeiers Glück und Ende. Johann Nestroys „Der böse Geist Lumpazivagabundus“. In: Freund, Winfried: Deutsche Komödien. Vom Barock bis zur Gegenwart. München: Wilhelm Fink Verlag, 1988. S. 97-109.

Hein, Jürgen: Knieriem – Valentin – Nante oder Metamorphosen des Humors. In: Tanzer, Ulrike (Hg.): Nestroy auf der Bühne. Text – Kontext – Rezeption. Beiträge zum Nestroy-Kolloquium Bad Ischl. Wien: Johann Lehner 2010. (Quodlibet Publikationen der Internationalen Nestroy-Gesellschaft 10) S. 62-85.

Hein, Jürgen: Spiel und Satire in der Komödie Johann Nestroys. Berlin/Zürich: Verlag Gehlen 1970 (=Ars Poetica 11)

Herles, Helmut: Nestroy und die Zensur. In: Hein, Jürgen: Theater und Gesellschaft. Das Volksstück im 19. und 20. Jahrhundert. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag 1973 (=Literatur in der Gesellschaft 12), S. 121-132.

Kaiser, Friedrich: Unter fünfzehn Theater-Direktoren. Bunte Bilder aus der Wiener Bühnenwelt. Wien: Waldheim Verlag 1870.

Kutscher, Artur: Die Comédia dell arte und Deutschland. Emsdetten: Verlag Lechte 1955 (=Die Schaubühne. Quellen und Forschungen zur Theatergeschichte 43).

Wagner, Meike: Theater und Öffentlichkeit im Vormärz. Berlin, München und Wien als Schauplätze bürgerlicher Medienpraxis. Berlin: Akademie Verlag 2013 (=Deutsche Literatur 11).

May, Erich: Wiener Volkskomödie und Vormärz. Berlin: Henschelverlag 1975.

Müller-Dietz, Heinz: Grenzüberschreitungen. Beiträge zur Beziehung zwischen Literatur und Recht. Baden-Baden: Nomos Verlag, 1990.

Müller-Kampel, Beatrix: Kasperl. Zwei Vorschläge zu einer Soziologie der Lustigen Figur im 19. Jahrhundert. Nestroyana 29/3-4. S. 144-150.

Nakladal, Renate: Die Österreichische Gesellschaft im Spiegel der Possen von Johann Nestroy. Diss. Wien 1984.

Obermaier, Walter: „Da setzt mancher oft noch sein letzt's bissel Geld, glaubt, einmal muß's einschlag'n, und allweil is's g'fehlt“: Glück und Glücksspiel bei Nestroy. In: Nestroyana 15 (1995), H. 1/2, S. 26-44.

Plöse, Renate: Handwerk und Biedermeier. In: Bock, Helmut/Plöse, Renate (Hg.): Aufbruch in die Bürgerwelt. Lebensbilder aus Vormärz und Biedermeier. Münster: Westfälisches Dampfboot 1994 (=Theorie und Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft 9), S. 124-144.

Porrman, Maria/Vaßen, Florian: Vorwort – „Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so!“ Theaterverhältnisse im Vormärz. In: Porrman, Maria/Vaßen, Florian: Theaterverhältnisse im Vormärz. Forum Vormärz Forschung, Jahrbuch 2001, 7. Jahrgang. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2002, S. 13-24.

Rath, Ingrid: „Und das Glück lag in der Mitten....“. Des Bürgers Glück in der Spannung zwischen Autorität und Selbstbestimmung – Eine Spurensuche im Wiener Biedermeier und Vormärz. Dip.-Arbeit, Wien 1991.

Reichmann, Eva: Gebrauch und Funktion von Klischees im Wiener Volkstheater und bei Johann Nestroy. In: Nestroyana 15/3-4. S. 122-130.

Rieder, Heinz: Wiener Vormärz. Das Theater, das literarische Leben, die Zensur. Wien: Bergland Verlag, 1959.

Rogers, Michael: Handwerker und Fabrikarbeiter. Die Launen eines Komikers. In: Nestroyana 10/3-4. S. 68-78.

Rommel, Otto: Die großen Figuren der alt-Wiener Volkskomödie. Hanswurst, Kasperl, Thaddädl und Staberl, Raimund und Nestroy. Wien: Bindenschild-Verlag 1946.

Rommel, Otto: Johann Nestroy. Der Satiriker auf der Altwiener Komödienbühne. Wien: Anton Schroll 1948.

Rothschild, Thomas: Von Knieriem zu Puntifa. Alkohol und soziale Loge im Drama. In: Ehalt, Hubert: Essen und Trinken. 1988 (Kulturjahrbuch 7) S. 176-179.

Scheichl, Sigurd: Wie wir Noblen uns ausdrücken ... Hochdeutsch-Sprechen bei Nestroy. In: Nestroyana 18/3-4. S. 83-95.

Sengle, Friedrich: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848. Band II – Die Formenwelt. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1972.

Sengle, Friedrich: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848. Band III – Die Dichter. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1980.

Waissenberger, Robert (Hg.): Wien 1815-1848. Bürgersinn und aufbegehren. Die Zeit des Biedermeier und Vormärz. Wien: Verlag Carl Ueberreuter, 1986.

Walla, Friedrich: Weinberl, Knieriem und Konsorten: Namen kein Schall und Rauch. In: Nestroyana 6/3-4. S. 79-89.

Weis, Eberhard: Der Durchbruch des Bürgertums. 1776-1848. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Propyläen Verlag 1978 (=Propyläen Geschichte Europas 4).



Zufallhütte im Martelltal in Südtirol

Foto:Dorothea Maleczek

